

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die Hausfreundin**

ein Buch für alle

**Bender, Auguste**

**Bühl (Baden), 19XX**

[urn:nbn:de:bsz:31-94306](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-94306)

O 42

A 206<sub>13</sub>



Hausfreundin 3

Lehrerinnenheim

Spinnrad

Steingucker

Almy

Der kleine Felix



D 205, III.

042  

---

A 206,3

B4157

Die Hausfreundin.

Ein Buch für Alle

von

...

...

...

...

...

D

DR. TH. LAENGIN.  
DR. TH. LAENGIN.

# Die Hausfreundin.

---

Ein Buch für Alle

von

Augusta Bender.

---

Beinertrag zu Gunsten des Badischen Lehrerinnenheims  
in Lichtenthal.

---

III. Band.

---

Bühl (Baden).

Druck und Kommissionsverlag der Aktiengesellschaft Konfordia.

1902.

1942 B 1151

Ø 42  
A 206,3

Alle Rechte vorbehalten.



ZAB

## Inhaltsverzeichnis.

---

	Seite
Das Badische Lehrerinnenheim in Bichtenthal . . . . .	1
Das Spinnrad . . . . .	24
Der Sterngucker . . . . .	72
Almy . . . . .	85
Der kleine Felix . . . . .	137

---



Einfluss

1  
2  
3  
4  
5

Einfluss  
Einfluss  
Einfluss  
Einfluss  
Einfluss

at  
an  
en  
gu  
de  
S  
F  
—  
F  
R  
di  
w  
je  
di  
m  
D  
be

## Das Badische Lehrerinnenheim in Lichtenthal.

**I**m Entwicklungsprozesse der Menschheit giebt's zwar Zufälligkeiten, doch keinen Zufall. Äußere Verhältnisse können beschleunigend oder hemmend wirken, im Grunde aber vollzieht sich alles historische Geschehen nach Naturgesetzen, auch wo sich dieselben der oberflächlichen Wahrnehmung zu entziehen pflegen. Außergewählte Charaktere sind nur in so weit groß und heldenhaft, als sie sich bewußt oder unbewußt in den Dienst des allgemeinen Werdeprouesses stellen und minder Starke in dessen Dienste zwingen.

Ein notwendiges Stück Kulturgeschichte ist auch die Frauenfrage, die wahrscheinlich — wie alle Menschheitsfragen — nicht absolut, sondern nur relativ gelöst werden kann. In Deutschland ist sie in ihren ersten Anfängen eine bloße Klassenfrage gewesen. Es drehte sich dabei hauptsächlich um die erwerbsunfähigen Töchter des Mittelstandes, der am wenigsten für seine Mädchen thun konnte, weil er zu viel für seine Knaben thun mußte. Im Laufe der Jahre aber hat diese Bewegung auch andere Schichten des Volkes ergriffen, mit Ausnahme des Bauernstandes, dessen Frauen und Töchtern das Recht zu schwerster Männerarbeit noch nie bestritten worden ist.

Freilich die, welche zur Zeit noch am wenigsten über diese komplizierteste aller Fragen nachgedacht haben, sind mit ihren Urteilen darüber immer noch am schnellsten bei der Hand. Denn je beschränkter ein Mensch in seinem geistigen Horizonte ist, desto mehr konzentriert sich seine Sehkraft nur auf einzelne Punkte, die dann — so untergeordneter Natur sie auch sein mögen — ihm als die Hauptsache erscheinen. Einer Auffassung der Frauenfrage als eines Geschichtsproduktes sind nur weit- und tiefsichtige Geister fähig. Die Übrigen müssen erst durch Thatfachen besiegt werden; denn vor Thatfachen — besonders wo sie sich durch Zahlen ausdrücken lassen — kann niemand dauernd den Kopf in den Sand stecken. Viel Zeit wurde freilich dadurch verloren, daß sich Deutschland so vorwiegend aufs Feld der Debatte begeben und den Schwerpunkt seiner Wirksamkeit in die Agitation verlegen mußte. Besser würde es gewesen sein, hätte man, wie in andern Ländern, seine Thaten im stillen Vollbringen und durch bereits Geschaffenes beweisen können, daß es möglich war. Diese endlosen Redereien mußten vielen, die der Sache noch ferne standen, wie ein Streiten ums Kaisers Bart vorkommen, wobei es sich mehr um Geltendmachung der eigenen Persönlichkeit, als um das Wohl der Frauen im allgemeinen handelte.

Die ganze Bewegung war durch Jahrzehnte hindurch nur eine theoretische, die darauf abzielte, zuerst den Boden urbar zu machen, um dann die Samenkörner der Zukunft hinein zu streuen. Der Einzelne kam dabei nur soweit in betracht, als er sich agitatorisch in den Dienst des Programms stellte; und dazu gehörten vor allem freie Muße und Geldmittel. Dieses Programm aber war seiner Natur nach ein rhetorisches. Die Mädchen sollten

in ihren Backfischjahren nicht mehr lediglich auf den Mann dressiert werden, nachdem sich erwiesen hatte, daß gerade die Töchter des Mittelstandes am wenigsten in den Hafen der Ehe einlaufen, d. h. vom Mann „versorgt“ werden konnten. Da diese Töchter aber im Durchschnitt nichts Ordentliches und Zusammenhängendes gelernt hatten, um für ihre Selbsterhaltung in würdiger Weise eintreten zu können, gestaltete sich im übergründlichen Deutschland die stimmführende Frauenfrage zunächst als eine Schulfrage. Um deren Segnungen teilhaftig werden zu können, hätte man folglich noch einmal geboren werden müssen, wenn man nicht das Glück hatte, derzeit noch in der Wiege zu liegen. Die große breite Masse der Frauen aus dem „Volke“, denen nur ausnahmsweise ein Gott die Gabe verlieh, zu sagen, was sie litten und erstrebten, war ganz außer acht gelassen. Und wo es einer gottbegnadeten Frau einmal gelungen war, sich aus der Dunkelheit emporzuheben, da war es nicht die allgemeine Frauenbewegung, es waren vereinzelte hochherzige Männer, die ihr eine helfende Hand gereicht hatten. Von einer allgemeinen Frauenbewegung hätte folglich noch lange keine Rede sein dürfen. Wenn sich ein Besonderes auch aus der Allgemeinheit ergibt, so wird die Allgemeinheit nur selten imstande sein, ein besonderes Lebenslos zu gestalten und umzugestalten. Denn die Haupttriebfeder aller Geschehnisse bleibt nach wie vor das menschliche Herz innerhalb einer kulturgeschichtlich gegebenen Zeit; der Verstand liefert nie etwas anderes als die Anschauungsformen, unter denen die Gefühle zum Ausdruck gelangen.

So haben sich von vornen herein als Ergänzung zu der geräuschvoll dahinfließenden Hauptströmung allgemeiner Theorien stille Unterströmungen der Praxis gebildet. Aus-

gangspunkt derselben war das Herz edler Menschenfreunde, die mit weiser Selbstbeschränkung ihre Thätigkeit zugunsten zeitlich erreichbarer Ziele entfalteten. Und schlimm, wenn es nicht so gewesen wäre! Denn was hätte mit all den Legionen Frauen geschehen sollen, die für den Kampf ums Dasein nur mangelhaft ausgerüstet waren und sich auf einmal inmitten all der trostlosen Brutalität des menschlichen Drängens und Treibens befanden. Und auch da, wo sie hinlänglich ausgerüstet waren, haben sie oft wegen der ungeheueren Konkurrenz keinen lohnenden Erwerb finden können. Ihnen das Fehlende zu ergänzen, die Wege zu neuen Berufen zu erschließen, sie auf die Macht der Korporation zur gegenseitigen Unterstützung und Förderung hinzuweisen: das waren Arbeiten, die nur wenige lockten, da sie um ihrer selbst willen, und nicht im Hinblick auf Ruhm unternommen werden mußten.

Lange, ehe der Allgemeine Deutsche Frauenverein die Petitionierung um Zulassung der Frauen zum Telegraphen- und Eisenbahnwesen in sein Programm aufgenommen hat, sind in Baden schon Telegraphistinnen angestellt gewesen. Mag dies zuerst auch nur eine Sache der Opportunität, der Zweckmäßigkeit gewesen sein, wie auch die Zulassung der Frau zum Volksschulwesen, so ist dies auf anderen Lebensgebieten auch nicht anders.

Das abstrakte Recht bleibt ein toter Buchstabe, wo es nicht von den treibenden Lebensmächten in Dienst genommen wird. Jede Menschheitsfrage muß zunächst von Fall zu Fall gelöst und dann erst die allgemeinen Konsequenzen daraus gezogen werden; denn was ist, wird sein können: gegen diese philosophische Schlußfolgerung ist in keiner Weise aufzukommen. Verfasserin dieses hat als

Kind in ihrem Heimatsdorfe nicht allein einen weiblichen Schuhmacher, sondern auch einen weiblichen Barbier gekannt; beide hatten ebensowenig wie ihre Kunden je etwas von einer Frauenfrage gehört und würden erstaunt gewesen sein, wenn jemand von ihnen verlangt hätte, die Berechtigung zu ihrem Handwerke anders als durch ihre Leistungen nachzuweisen. In Amerika, dessen gesellschaftlicher Organismus noch die Plasticität der Jugend hat, ist die ganze Frauenfrage in solch konkreter Weise gelöst worden.

Auch die Gründung des Badischen Lehrerinnenfeminars ist eine That der Selbsthilfe gewesen, die in ihrer Lebensfähigkeit ihre Lebensberechtigung aufs glänzendste bekundet hat, ohne daß vorher des langen und breiten darüber debattiert worden wäre. Ebenso still hat das Institut sich in das jezige Prinzessin-Wilhelm-Stift entwickelt, dessen segensreiche Wirksamkeit nicht hoch genug geschätzt werden kann. Wer durch die Klassen dieser Anstalt gegangen war, konnte fast durchgehends auf Anstellung an den Volks- und Mittelschulen Badens und im Alter auf eine den Dienstjahren entsprechende Pension rechnen.

Anderes aber die, welche draußen standen; denn lange, ehe Lehrerinnen an den genannten Schulen Verwendung finden konnten, hatten alljährlich Duzende von Frauen ihre Berechtigung zur Unterrichtserteilung an höheren Mädchenschulen durch ein Diplom nachgewiesen. Allein was waren die wenigen Töcherschulen im Vergleich zu der Riesenzahl von Anwärterinnen? Wer nicht an Privatschulen unterkommen konnte, mußte ins Ausland wandern — und einmal dort, haben nur wenige sich die Kraft bewahrt, in der Heimat nochmals von vornen anzufangen, selbst wenn sie dazu die Luft gehabt hätten. Aber auch die, welche im

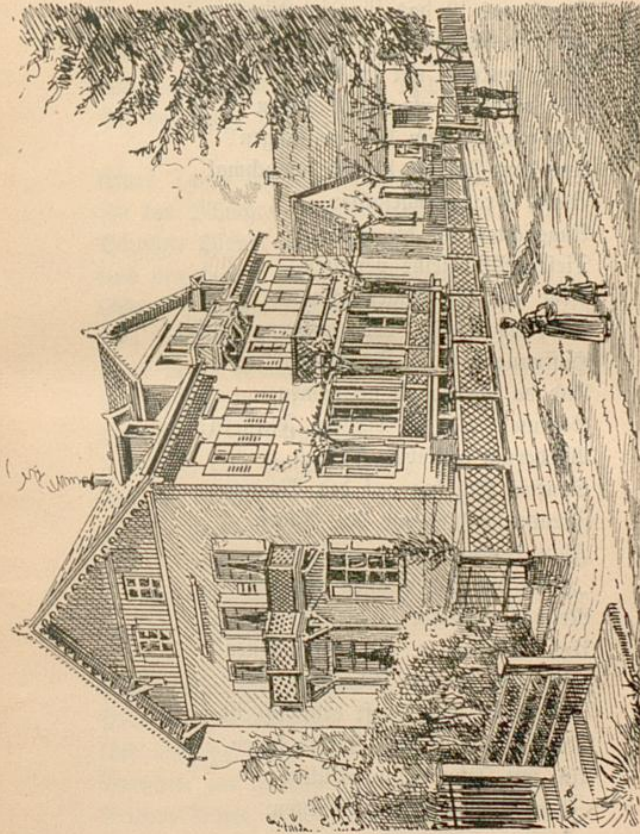
Inlande geblieben waren — und mit der Zeit sind derselben ja immer mehr geworden —, hatten oft noch recht schwere Lebensschicksale durchzukämpfen: durch Verlust des bereits Gewonnenen, durch vorzeitige Kränklichkeit, durch mangelnde Pflege bei unzureichendem Gehalte.

Wer Augen hatte zu sehen, Ohren zu hören und ein Herz zu fühlen, mußte auch bei der allmählichen Umwandlung der Dinge zum besseren noch Frauennot genug entdecken, der abzuhelpen die Kraft des einzelnen zu schwach war.

Aus dieser Erkenntnis heraus ist der Badische Lehrerinnen-Verein ins Leben gerufen worden. Ausgangspunkt desselben mußte naturgemäß das Badische Lehrerinnenseminar sein; denn nur hier, bei gemeinsamem Unterricht in größeren Klassen und mehrjährigem Beisammensein konnte sich ein Gefühl der Interessengemeinschaft entwickeln. Bald hat der junge Verein sich über das ganze Badner Land, sowie über dessen Grenzen hinaus erstreckt; denn wo die geschichtlich gegebenen Verhältnisse für eine Sache reif sind, bedarf es keiner langen Agitation, sondern nur Persönlichkeiten von selbständiger Kraft und Begeisterungsfähigkeit. Nicht durch toten Schematismus haben die Vereinsgründer ihre Zeit und ihre Mittel verbraucht, sondern durch die Propaganda der That, wie eben Probieren allemal über Studieren geht.

Wie der Jahresbericht über die ersten fünf Vereinsjahre von 1888 — 1893 erzählt, hat eines Abends die Vereinsvorsitzende nach einem anregenden Gespräch mit einer Kollegin den Entschluß gefaßt, nach Art der hessischen Lehrerinnen einen Verein zu gründen, dessen Zweck die Förderung des körperlichen und geistigen Wohls der Berufsschwester sein sollte. Einfache und schlichte Ziele, die leicht zu formulieren waren, und doch enthielt das unscheinbare Programm den

Keim eines Riesenbaumes, weil die treibende Kraft das konkrete Mitgefühl der Gründerin und keine abstrakte Theorie gewesen ist.



Altes Lehrerinnenheim.

Ein Ziel der Gründung des Vereins war die eines Erholungsheims. Dasselbe ist im Frühling 1890 in Lichtenthal bei Baden eröffnet worden. Mehr als dies durch



trockene Zahlen und Daten möglich wäre, ist das große Ereignis in dem folgenden Gedichte eines Ehrenmitgliedes veranschaulicht worden:

Sagt, was ist das für ein Häuslein  
 In dem schönen lichten Thale  
 Grün umrankt mit wilder Rebe  
 Süß unduftet rings mit Rosen  
 Und von Vöglein hold umfungen?  
 Aus dem Fenster schauen manchmal  
 Blasse Frauenangesichter,  
 Angesichter, die die Spuren  
 Tiefen Müdeseins verraten,  
 Aber aus den Augen schimmert  
 Doch ein Strahl, der Hoffnung kündet,  
 Hoffnung auf ein Frischerstarken.  
 Und da wieder ich gekommen,  
 Schauten aus den blanken Fenstern  
 Wiederum dieselben Frauen,  
 Sanftes Rot lag auf den Wangen,  
 Freude strahlte aus den Augen:  
 Ihre Hoffnung war erfüllet. —  
 „Heim der Lehrerinnen Badens,“  
 Nennen ringsum es die Leute;  
 Und die Frauen, die dort wohnen,  
 Sind des Landes Lehrerinnen,  
 Die, wenn ihre Kraft erschöpft ist,  
 Dort sich Mut und Stärke holen,  
 Um mit Freuden zu erfüllen  
 Ihres Amtes heilige Pflichten.  
 Wie das Häuslein ist erstanden,  
 Wollt ihr wissen? Gerne künd' ich's:  
 Eine Schachtel, kleinen Umfangs,  
 Von gemeinem Blech gefertigt,

Aber bunt bemalt mit Farben,  
 Die gar lustig anzusehen,  
 Spielt' das Glücksrad einst vor Jahren  
 In die Hände einer Frau,  
 Deren Herz erfüllt von Liebe  
 Für die Schwestern im Verufe,  
 Wie nicht minder auch für Andre,  
 Die der Hilfe sind bedürftig.

Eines Tages lag ein Blättlein  
 In der Schachtel, drauf geschrieben  
 Schlichte Worte, doch bedeutsam.  
 Und von diesen schlichten Worten  
 Ging ein wunderbarer Zauber  
 Aus auf alle, die sie hörten,  
 Oder denen es vergönnt war  
 Sie zu schau'n mit eignen Augen.  
 Von den Augen, von den Ohren  
 Zuckte es zum Herzensgrunde,  
 Und von dort ging aus ein Strömen  
 In die Hand, die schnell entschlossen  
 Aus der Tasche Münzen lockte,  
 Die mit hellem Klang verschwanden  
 In der Schachtel eng' Behältnis.

Einer hohen Frau ward Kunde  
 Von der wunderbaren Schachtel,  
 Und auch sie erlag dem Zauber,  
 Spendete mit güt'gen Händen  
 Reichen Schatz in warmer Huld. —  
 Und es mehrten sich die Gaben,  
 Wie wenn gute Geister wirkten,  
 Daß in Bälde jene Schachtel  
 Nicht mehr fassen konnt' die Fülle.

Und der Deckel, der gar sorgsam  
Ihre Schätze hielt geborgen,  
Ward gesprengt — — Und, o Wunder!  
Aus dem Geld entstieg das Häuslein,  
Das da steht im lichten Thale.

Doch zum Heim sollt's Häuslein werden,  
Also galt's, es herzurichten,  
Traulich jeden Raum zu schmücken  
Und zu sorgen, daß Behagen  
Jeder finde, der dort einkehrt.  
Und der Geist, der in der Schachtel  
Gar so wunderbar gewaltet,  
Er ging weiter, immer weiter,  
In die Herzen vieler Menschen,  
Rührt mit seinem Zauberstabe  
Ihre besten, tiefsten Saiten. —  
Und er traf auf seinem Wege  
Auch ein Frauenherz, das edel,  
Hilfreich stets und gut gewesen.  
Aus dem nimmermüden Eifer  
Ihrer warmen Hilfsbereitschaft  
Quoll ein wunderbarer Segen.

Und aus ihres Werk's Ertrage  
Ward das Haus gar schön geschmückt,  
Also daß, wer drinnen weilet,  
Fühlt ein wohliges Behagen,  
Wie's ein Heim nur bieten kann.  
Glücklich die, wenn nicht Familie  
Ihnen nach des Lebens Mühe  
Bietet einst ein traulich Heim.  
Hier im Haus ein solches finden.

— — — — —

Die hohe Frau, der von der wunderbaren Schachtel Kunde geworden, ist Ihre Kaiserliche Hoheit die Prinzessin Wilhelm von Baden, Protektorin des nach ihr benannten Prinzessin Wilhelm-Stifts in Karlsruhe, des dermaligen Seminars für Lehrerinnen. Durch Übernehmung des Protektorats, sowie durch einen jährlichen Kassenbeitrag von 1000 M ist die hohe Frau für das Gedeihen des jungen Vereins zum großen Segen geworden, indem sie an der Thätigkeit desselben ein nie rastendes Interesse bekundet hat und noch immer bekundet.

Auch der Teilnahme der Allerhöchsten Herrschaften hat der Verein sich von vornen herein zu erfreuen gehabt. Ihre Königl. Hoheit die Großherzogin hat das Heim in Lichtenthal des öfteren mit ihrem Besuch beehrt. Dieses erste Heim aber war aus der herrlich gelegenen Villa „Salem“, nachmals „Marie“ erstanden. Dieselbe hatte vordem der Diakonissenanstalt in Karlsruhe gehört und war dem Verein badischer Lehrerinnen als für seine Zwecke geeignet empfohlen worden. Um den Ankauf zu ermöglichen, veranstaltete die zweite Vorsitzende des Vereins, Freifrau von Grünau, einen Verkaufsbazar, dessen Reinertragnis sich auf 33 104 M belief. Somit konnte das poetisch gedachte „Häuschen“ im lichten Thale erworben werden und zwar zu einem Kaufschilling von 45 000 M.

Auch die wohnliche und geschmackvolle Einrichtung hatte das Heim zum größten Teil der umsichtigen Leiterin des Verkaufsbazars zu verdanken.

Daß der Verein zugleich mit der Villa Salem ein Terrain von etwa 40 Ar erworben hatte, sollte ihm in der Folgezeit noch besonders zu statten kommen.

Das Heim konnte im Frühling 1890 eröffnet werden. Soweit der Raum von Vereinsmitgliedern nicht in Anspruch genommen wurde, konnten auch andere Kurgäste Aufnahme finden. Durch die umsichtige Leitung und mütterliche Fürsorge der Vorsteherin, Frä. Sophie Schmidt, hatte das Heim sich bald eines großen Zuspruchs zu erfreuen, sowohl vonseiten der Mitglieder, als auch von außenstehenden Pensionärinnen.

So rasch wie der Verein an Mitgliedern wuchs, gewann er sich auch mehr und mehr die Gunst der staatlichen sowohl, als der städtischen Behörden, sowie die Unterstützung der Presse. Eine Folge davon war, daß der Verein sich der segensreich wirkenden allgemeinen Krankenkasse für Lehrerinnen und Erzieherinnen in Frankfurt am Main anschließen konnte und zwar am 1. April 1892. Nach Verlauf eines weiteren Jahres zählte der Verein schon 375 ordentliche und 272 außerordentliche Mitglieder mit einem Vermögen von 64 077 M. einschließlich des Heims in Lichtenthal. Aber so befriedigend dies rasche Wachstum war, so durfte es derzeit nur Sporn und Antrieb zu weiterer Kraftentfaltung, nicht zu einem müßigen beschaulichen Rückblick sein. Sollte das Heim in Lichtenthal nicht allein als Erholungs-, sondern auch als ein Feierabendhaus für Badens Lehrerinnen dienen, so mußte es noch um vieles vergrößert werden. Die Zwecke, um derenwillen man die Gründung unternommen hatte, würden sonst sehr fraglich geblieben sein. Zum Glück hatte man diese Notwendigkeit von vornherein ins Auge gefaßt und ein an den Garten des Heims anstoßendes Grundstück käuflich erworben.

Ehe jedoch an eine Vergrößerung der Gebäulichkeiten, oder gar an einen Neubau gedacht werden konnte, be-

durfte der Verein selber noch des Wachstums und der Ausgestaltung. Denn ganz so leicht, wie in der Dichtung von dem wunderwirkenden Kästchen, vollziehen die Dinge sich nicht in der Wirklichkeit. Eine Schachtel, die den Keim zu einem größeren Haus bergen sollte, mußte selbst noch um vieles erweitert werden. Allein die Gewalten, welche den Ankauf der Villa Salem bewirkt hatten, bewährten auch jetzt noch ihre Zauberkraft. Der Verlust, welcher dem jungen Vereinsleben durch das unerwartete Hinscheiden der zweiten Vorsitzenden, Freiin von Grünau, verursacht wurde, war für deren Hinterbliebenen und Freunde ein Anstoß zu verdoppeltem Interesse für die Vereinsbestrebungen. Dasselbe bekundete sich durch Geschenke und Zuwendungen aller Art, und auch sonst gewann der Verein fortwährend neue Mitglieder und Freunde, so daß die innere Entwicklung mit der äußeren so ziemlich Schritt halten konnte. Um so drängender aber wurde die Notwendigkeit eines vergrößerten Heims und die Beschaffung des dazu erforderlichen Baukapitals.

So entschloß man sich abermals zu dem Auskunfts- mittel eines Jahrmarktes. Derselbe wurde vom 11. bis 13. März 1899 abgehalten. Der Reinertrag war 47500 M. Gewiß eine große Summe und doch nicht hinreichend, um den geplanten Bau, der auf 150000 M veranschlagt war, ins Werk setzen zu können. Man schritt deshalb zu einer Ausgabe von Anteilscheinen à 100 M zu 3%o verzinslich. Es wurden 78000 M gezeichnet, und jetzt konnte der Bau seinen Anfang nehmen. Die Grundsteinlegung erfolgte am 10. Mai 1899. „Bei der Südwestecke wurden die auf den Verein und den Bau bezüglichen Dokumente nebst den Bildnissen des Großherzoglichen Fürstenpaares, der hohen Pro-

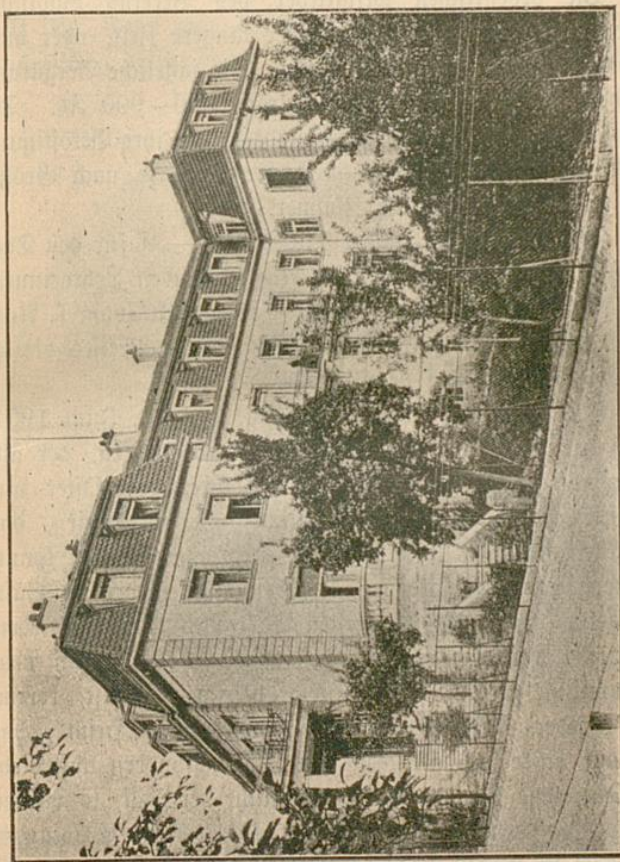
tektorin Prinzessin Wilhelm, der ersten Vorsitzenden Fräulein Lanz, der verstorbenen Freifrau von Grünau, verschiedene Münzen u. a. in verschlossenem Blechkästchen eingemauert und die Öffnung durch einen mit dem Datum versehenen Stein verschlossen. Die Kinder des Waisenhauses leiteten die Feier mit Gesang ein, und eine in Karlsruhe wirkende Lehrerin hielt die Festrede . . . . . Darin, daß die Vertreter der Staats- und Schulbehörde dem einfach feierlichen Akte beiwohnten, erhielt nicht allein dieser eine besondere Weihe, sondern es war dadurch öffentlich die Anerkennung der Bestrebungen des Vereins ausgesprochen . . . . .“

Bereits im folgenden Jahre konnte der imposante Bau seiner Bestimmung übergeben werden und zwar am 16. Juni 1900. Die Königlichen Hoheiten der Großherzog und die Großherzogin, sowie Ihre Kaiserliche Hoheit die Prinzessin Wilhelm von Baden wohnten mit Gefolgshaften der Einweihung bei; auch zahlreiche Vertreter von staatlichen und städtischen Behörden hatten sich eingefunden.

Mit den Augen des Leibes sehen, was man durch mühevollen Jahre hindurch mit der Seele geschaut und schauend aufgebaut hat — was könnte es für einen Menschen Erfreulicheres geben! Und das neue Gebäude ist wirklich ein gelungenes Werk. Bei seiner erhöhten freien Lage etwas abseits von der Lichtenthaler Straße gewährt es einen prächtigen Rundblick auf die schöne Umgebung, sowie es selbst von vielen Seiten gesehen werden kann.

Es enthält 44 Zimmer für Mitglieder und Gäste, dazu drei größere Räume für gemeinschaftliches Zusammensein, die Wohnung der Vorsteherin mit Geschäftszimmer und im Erdgeschosse die nötigen Wirtschaftsräume nebst Badezimmer.

Für Gesundheit sowohl als Behagen ist in jeder Beziehung Sorge getragen. Die Lichtenthaler Allee und schöne Land-



Neues Schreinerheim.

wege sind in nächster Nähe, und nicht gar weit entfernt die herrlichsten Tannenwäldchen. Der große Garten zwischen dem alten und neuen Heim besitzt schattige Sitzplätze und



bietet denen, die weitere Spaziergänge nicht unternehmen können, einen staubfreien Aufenthalt im Freien.

Die ordentlichen Mitglieder des Vereins Badischer Lehrerinnen finden für kürzere oder längere Zeit, oder auch ständige Aufnahme in diesem Heim. Die jährliche Vergütung für den ständigen Aufenthalt beträgt 500—900 M. Die Nichtständigen zahlen als Pensionspreis für ihre Beköstigung und Wohnung 1.50 bis 3.— M pro Tag, je nach Größe, Lage und Einrichtung der Zimmer.

Anderer Kurgäste zahlen 3.50 bis 5 — M für den Tag, wobei jedoch außerhalb des Vereins stehenden Lehrerinnen, deren Aufenthalt nicht in die große Ferienzeit (vom 1. Aug. bis 15. Sept.) fällt, eine Ermäßigung dieses Preises bis zu 3.— M für den Tag bewilligt werden kann.

Am Jahrestag der Einweihung, den 16. Juni 1901, konnte das Heim auf einen Zuspruch zurückblicken, der alle Erwartungen weit übertroffen hat. Während der Oster und Pfingstferien ist die Nachfrage eine so starke gewesen, daß nicht allen Gesuchen um Unterkunft entsprochen werden konnte und verschiedene zurückgestellt werden mußten. Viele Gäste sind dann bis in die heißesten Tage des Juni geblieben, und die leeren Stellen wurden immer wieder durch neue Ankömmlinge gefüllt. Wer einmal hier gewesen ist, kommt gerne wieder; denn er findet ein wirkliches „Heim“, das nicht auf einer geschäftlichen Grundlage, sondern auf Liebe und Teilnahme beruht. Wäre dies nicht der Fall, so würden nur wenige Lehrerinnen imstande sein, einen Erholungsaufenthalt in Baden-Baden in betracht ziehen zu können.

Wer aber ist die wunderwirkende Zauberin mit der Blechbüchse, die so Großes unternommen und zu einem glücklichen Ende geführt hat? Wenn wir sie bis jetzt hinter ihr

Lebenswerk zurückgestellt haben, so geschah es ganz in ihrem bescheidenen Sinn, da es ihr Bedürfnis ist, in ihrer Schöpfung völlig aufzugehen. Doch würde es ein Unrecht an der Nachwelt sein, wenn man der Mitwelt nicht auch etwas von dem persönlichen Sein dieser seltenen Frau offenbaren wollte.



Geboren wurde Minna Lanz im Jahre 1834 in Runkel an der Lahn. Kaum ein Jahr später wurde ihr Vater, der Medizinalrat war, nach dem herrlich gelegenen Rüdelsheim am Rhein versetzt, der rechte Hintergrund für ein so sonnig beanlagtes Gemüt, wie es der kleinen Minna gewiß schon

von Geburt zu eigen war. Leider starb ihr der Vater bereits in seinem 48. Lebensjahre in Folge einer Blutvergiftung, die er sich bei Ausübung seines Berufes zugezogen hatte. Bald darauf starb eine ältere Schwester Minnas im dreißigsten Lebensjahre, was alles dazu beigetragen hat, das Herzleiden der Mutter zu beschleunigen. Sie starb bereits im Jahre 1851, und abermals nach Jahresfrist folgte ihr ein sechszehnjähriger Sohn im Tode nach. So stand das kaum dem Kindesalter entwachsene junge Mädchen verwaisst im Leben. Es folgten für sie schwere Zeiten bei Verwandten, wodurch in ihrer kräftigen Seele der Entschluß zur Reise gebracht wurde, sich auf eigene Füße zu stellen und Lehrerin zu werden. Nur ältere Lehrerinnen wissen, was dies in damaligen Zeiten zu bedeuten hatte. Es gab für die Frauen noch auf keinem Gebiete geebnete, oder auch nur deutlich bezeichnete Wege. Jede mußte sich selber Bahn brechen, und für manche ist dies ein Arbeiten nicht allein mit Axt und Schaufel, sondern mit Nägeln und Zähen gewesen. Daß sich Minna Lanz in einem Institut in Wiesbaden zu dem erwählten Berufe vorbereiten konnte, läßt auf günstige Umstände schließen. Wie heute noch üblich, folgte der Vorbereitung dann ein Aufenthalt in England. Auch dort scheint die junge Lehrerin Glück gehabt zu haben; denn nach Deutschland zurückgekehrt wurde ihr von englischen Freunden das Anerbieten gemacht, sich in Deutschland der Erziehung von deren Kindern zu widmen. In Caub a. Rh. wo sie derzeit wohnte, bildete sie dann mit diesen und andern Schülerinnen den Kern einer kleinen Erziehungsanstalt. Dieselbe wurde später nach Darmstadt verlegt und entwickelte sich dort so günstig, daß Minna Lanz bald zur Erwerbung eines eigenen Hauses schreiten konnte. Erst jetzt hatte sie

den rechten Boden zur Entfaltung der in ihr schlummernden organisatorischen Kräfte gefunden. Dessenungeachtet folgte sie im Jahre 1880 unter Veräußerung ihrer Anstalt einem Rufe an das Lehrerinnen-Seminar in Karlsruhe, wurde jedoch in ihren Erwartungen bitter betrogen. Aller Existenzmittel beraubt, sah sie sich in die Notwendigkeit versetzt, noch einmal von vornen anzufangen. Sie gründete darauf in Wiesbaden eine Erziehungsanstalt mit dem besonderen Zwecke, junge, der Schule entlassene Mädchen zu tüchtigen Hausfrauen heranzubilden.

Doch auch hier sollte ihres Bleibens nicht auf die Dauer sein; denn noch einmal hatte man von Karlsruhe den Blick auf sie gelenkt. Trotz der mißlichen Erfahrungen, die sie zuvor daselbst gemacht hatte, siedelte sie im Jahre 1884 zum zweiten Mal an das Lehrerinnen-Seminar Prinzessin Wilhelm Stift über. Fünfzehn Jahre lang ist Minna Lanz die Vorsteherin dieses segensreichen Instituts gewesen, und was sie während dieser Zeit in Verbindung mit ihren regelmäßigen Berufspflichten geleistet hat, haben wir bereits zuvor geschildert. Im Jahre 1899, dem Gründungsjahr des neuen Heims, wurde Minna Lanz in den Ruhestand versetzt, aber was für ein thätiger Ruhestand das ist, kann man im neuen Heim in Lichtenthal erfahren, wohin sie nach dessen Eröffnung übergesiedelt ist.

Wie aus ihrem schlichten und anscheinend einfachen Lebenslauf hervorgeht, hat Minna Lanz sich nie auf dem Kampfplatz der Theorien über Frauenlos und Frauenrechte herumgetummelt. Sie ist keine Frau von polemischer Beredsamkeit, dagegen aber von ausdauernder Thatkraft. Um ein Ganzes zu erreichen, hat sie ihr ganzes Wesen eingesetzt, ohne dasselbe vor der Öffentlichkeit zur Geltung bringen zu

wollen. Und gerade darin scheint das Geheimnis ihres Erfolges bestanden zu haben. Da ihre Anziehungskraft vom Herzen ausgegangen ist, hat sie auch den Weg zum Herzen finden müssen. Und wie sie selbst die bescheidensten Aufgaben durch ihre liebevolle Auffassung zu adeln wußte, so widmet sie noch fort und fort der von ihr geschaffenen Heimstätte für Badens Lehrerinnen ihr ungeteiltes Interesse und erfüllt dadurch eine Kulturaufgabe, die um so größere Wärmekraft besitzt, je weniger sie auf äußere Lichteffekte abzielt.

Möge es dem energischen Geist dieser Frau auch ferner beschieden sein, der inneren Ausgestaltung ihres Lebenswerkes immer neue Bausteine zuführen zu können, damit daselbe in würdiger Weise seine Fortbildung finde.

Vieles ist ja schon geschehen und in Vorbereitung, was jede Lehrerin mit freudigem Dank erfüllen muß. Die Krankenkasse des Vereins Bad. Lehrerinnen, die s. B. sich von der Allgemeinen Deutschen Krankenkasse für Lehrerinnen und Erzieherinnen in Frankfurt a. M. abgelöst hatte, vollendete mit dem 1. April 1901 das dritte Jahr ihres Bestehens. In diesen drei Jahren sind nicht weniger als 10 123 M für Krankengelder aufgewendet worden. Wie vielen Mitgliedern konnte dadurch in schweren Tagen eine Unterstützung zuteil werden!

Bei längeren Krankheitsfällen dagegen, wenn diese Krankenkasse laut Statuten ihre Unterstützung einstellen muß, werden die betreffenden Mitglieder auf die staatliche Hilfskasse verwiesen, auf deren Bestehen Herr Oberschulrat Beyngoldt in gütiger Weise aufmerksam gemacht hat.

Die Zahl der Mitglieder der Krankenkasse ist bis jetzt auf 348 gestiegen, was übrigens noch kein richtiges Verhältnis zur Gesamtmitgliederzahl des Vereins ist. Ein

balbiger Anschluß, bevor die Altersgrenze überschritten ist, kann den Lehrerinnen in ihrem eigenen Interesse nicht dringend genug empfohlen werden, auch wenn sie derzeit noch einen Überschuß an Kraft und Gesundheit zu besitzen glauben. Das im Vereinsleben so oft vernommene Wort: Einer für Alle! und Alle für Einen! müßte noch mehr als jetzt lebendig werden, damit auch die Krankenkasse, das jüngste Kind des Badischen Lehrerinnen-Vereins, sich in gedeihlicher Weise fortentwickle.

Ferner sei hier auch noch der Grünau-Stiftung erwähnt. Der Verein benutzte dazu als Grundstock ihm ein von der verstorbenen Freifrau von Grünau hinterlassenes Vermächtnis von 500 M. Durch ein Geschenk Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Prinzessin Wilhelm von Baden, sowie durch andere Zuwendungen ist der Fond dieser Grünau-Stiftung bis auf nahezu 4000 M angewachsen. Derselbe ist bestimmt, bedürftigen Lehrerinnen einen zeitweisen kostenfreien Aufenthalt im Heim zu ermöglichen. Um jedoch den Grundstock noch nicht angreifen zu müssen, sondern samt Zinsen und Zinseszinsen wachsen lassen zu können, hat der Verein aus eigenen Mitteln eine jährliche Summe zu dem durch die Grünau-Stiftung vorgesehenen Zwecke beiseite gesetzt.

Auch der Vorsitzenden Minna Lanz ist am Tage der Einweihung des neuen Heims in Lichtenthal von Badens dankbaren Lehrerinnen ein Geldgeschenk gemacht worden, welches ebenfalls zu einer Stiftung zum Besten der Lehrerinnen verwendet wird. —

Wögen die Behörden sowohl, wie auch kapitalkräftige Privatleute in ihrem Interesse für das Bad. Lehrerinnenheim nicht erkalten und eingedenk bleiben, daß die Segnungen, dessen sich der Einzelne erfreuen darf, der Gesamtheit zu

gut kommen. Und was könnte bessere Früchte tragen, als ein kräftiger und zielbewußter Stand von Lehrerinnen, der ebensowohl durch sein inneres Sein, als sein äußeres Thun einen erziehlichen Einfluß auf die heranwachsende Jugend ausübt! Je intensiver die Mitwirkung der Frauen am Unterrichts- und Erziehungsweisen sich gestaltet, desto herzlicher wird das Vertrauensverhältnis zwischen Schule und Familie werden.

Und nachdem bereits so vieles für die Lehrerinnen Badens geschehen ist, liegt es an diesen selber, sich solch großer sozialer Fortschritte immer würdiger zu erweisen und sich zur größtmöglichen sittlichen und intellektuellen Harmonie zu entwickeln.

Am meisten freilich wird dies der Lehrerin gelingen, die ihren schweren Beruf aus Liebe erwählt hat, wie man barmherzige Schwester oder Diaconissin wird. Das beste am Menschen kann nicht in ihn hinein erzogen werden, es muß ihm angeboren sein. Glücklich aber der Mensch, der seinen Lebensberuf mit seiner Neigung in Einklang bringen kann. Sein Schaffen wird niemals Stückwerk bleiben, auch wenn sein Spielraum noch so bescheiden sein sollte. Am großen Werke des menschlichen Kulturprozesses nach besten Kräften mitzuwirken, die Mädchen so zu erziehen, daß sie gute Frauen und Mütter werden und — wo ihnen dieses versagt sein sollte, in andern Lebensberufen Ersatz für das Versagte zu finden: welch lohnende Arbeit für unsere Lehrerinnen!

Um aber bei ihrem schweren Lebenswerke keine Märtyrerinnen zu werden, sondern frische, fröhliche Menschen bleiben zu können, muß vor allem der tüchtigen Leistung auch eine entsprechende Gegenleistung zuteil werden. Der Lehrberuf fordert einen ganzen Menschen, nicht beim Mann


allein, sondern ebenso bei der Frau. Wie häufig aber müssen die Lehrerinnen wegen kleinem Gehalte ihre Erholungsstunden durch häusliche Arbeiten zersplittern, für sich kochen und schneiden, oder für Familienmitglieder sorgen. Es heißt dies recht eigentlich ihr Lebenslicht an beiden Enden verbrennen, während vom Manne doch immer nur das verlangt wird, was seines Berufes ist. Kein Wunder, daß so manche Frau dann vor der Zeit zusammenbricht — wegen unzureichender Ernährung sowohl, als wegen der Sorge um ihr Alter. Ein Erholungsheim für die bereits Geschwächten ist kein Gegengewicht für diese Übelstände. Damit es wirklich und ganz seinen Zweck erfülle, müßte einer völligen Erschöpfung der Kräfte mehr vorgebeugt werden.

Eine Beförderung in die Oberklassen der Mädchen- volksschulen wird für die Lehrerinnen Badens ein mächtiger Sporn — nicht allein zur inneren Weiterbildung, sondern auch zur Erhaltung ihrer Körperkräfte sein; denn je mehr ihre materielle Lage gehoben wird, desto mehr werden sie zur Erfüllung ihrer idealen Lebensaufgabe imstande sein.





## Das Spinnrad.

ir ist, als ob ich ihn noch vor mir sähe, den alten Tausendkünstler, mit den milden, braunen Augen, der hochgewölbten, ernstern Stirn, mit der tiefgegrabenen Kummerfalte zwischen den buschigen Augenbrauen; dem kurzgeschorenen, grauen Barte, der nur zur Not das stark geschnittene Kinn verhüllte. Gar seltsam aber war die große, weit vorspringende Nase über dem feingezeichneten Munde anzuschauen; sie würde dem mageren Gesichte den Anstrich einer charaktervollen Häßlichkeit gegeben haben, wäre solche nicht von dem wehmütigen, fast frauenhaft weichen Gesichtsausdruck gemildert worden.

Von Gestalt war er schlanker als ein gewöhnlicher Bauersmann, dabei ein wenig vornüber geneigt, wie von einer unsichtbaren Last gebeugt, was gleichwohl nicht die Last der Jahre sein konnte; mir erschien er freilich schon in früher Kindheit uralt, und doch mochte er damals kaum mehr als fünfzig Jahre zählen.

Wir pflegten ihn im geheimen den „Tausendkünstler“ zu nennen; doch war er ein altangesehener, ordentlicher Landwirt, der seine Künste nicht wegen des Erwerbs zu üben brauchte, obwohl sie ihm gar manchen schönen Groschen einbrachten.

Es gab fast nichts im Dorfe, das er nicht ausbessern und teilweise auch herstellen konnte, wenn man den Mut faßte, ihn darum anzugehen: Spinnräder und Uhren, Fenster-scheiben und Thüreschlösser — nichts war ihm der inneren Einrichtung nach ein Geheimnis. Er verstand alles in seine Teile zu zerlegen und nachher wieder zusammen zu fügen, daß es nur so eine Art hatte und länger hielt, als wenn es neu gewesen wäre.

Seinen Feldern und Wiesen aber ließ er seinen rastlosen Verbesserungstrieb nicht weniger angedeihen. Er erfand merkwürdig sinnreiche Methoden der Bewässerung bei anhaltender Dürre und des Trockenlegens bei nasser Witterung. Dazu erprobte er die chemische Beschaffenheit des Bodens durch Anpflanzung von allerlei Futterkräutern und Getreidearten und sann darüber nach, wie der Ausmergelung des Bodens am besten vorgebeugt würde.

Wäre er ein minder wohlhabender Grundbesitzer gewesen, so würde man über den rastlosen Erfindungstrieb des Tausendkünstlers wohl vielfach gewitzelt und gespöttelt haben; denn nichts ahnte die blödsichtige Menge von dem geheimnisvollen Wesen, das ihm selber unerklärt und unerklärlich im Innern lebte und vorzeitige Furchen auf seine Stirne prägte. So aber konnte er Dienstboten und Tagelöhner halten und durch die augenfälligsten Erfolge den Beweis an die Hand geben, wie richtig er zu berechnen und vorherzusehen wußte.

Er würde sicherlich ein Forscher und Ergründer im großen Maßstabe geworden sein, wenn Zeit und Schicksal ihm die rechte Ausbildung gewährt und ihn dann an den rechten Ort gestellt hätten. Auf dem abgelegenen Bauern-dorfe dagegen mußte er seine besten Kräfte in der Erfindung von Werkzeugen und Methoden aufreiben, deren er an den

großen Mittelpunkten des Weltverkehrs um geringes Geld und noch weniger Mühe hätte habhaft werden können.

Er schien diesen Übelstand auch niemals ganz ver-  
schmerzt zu haben, so freundlich und gütig auch sein Gesichtsausdruck, so mild und sanft seine Stimme war. Denn nicht selten pflegte er uns Kinder des oberen Dorfes auf dem Heimwege von der Schule zur Rede zu stellen, was wir am Tage gelernt und wer es von allen am besten gekonnt habe.

Dann schüttelte er oft traurig das gebeugte Haupt, strich sich seufzend das angegraute Haar aus der Stirne und ermahnte uns mit väterlicher Herzlichkeit, doch ja keine Stunde und Minute zu versäumen, sondern es recht im Innern schäzen zu lernen, wie so viel besser man jetzt daran wäre als in seiner eigenen Jugendzeit, wo man die Kinder noch schier wie das liebe Vieh aufwachsen ließ.

Und wenn er einmal besonders mit mir zufrieden war, lud er mich in seine Werkstatt ein, wo er mich auf einem kleinen Bänkehen neben der Hobel- oder Drehbank zu sitzen nötigte.

Und dann erzählte er mir von den alten Zeiten, und wie so traurig es sei, daß man ohne alle Kenntniß der großen, schönen Gotteswelt auf der kleinen Scholle Erde, die uns hervorgebracht hat, dahinleben müsse, bis man wieder in dieselbe eingescharrt werde. Und doch lasse sich ja so vieles aus dem Menschen machen, wenn er dazu die rechte Anleitung und auch den rechten Willen habe.

„Ja, ja, der rechte Wille ist eine Hauptsache dabei, und das tiefe Verlangen, sich geistig emporzuarbeiten“, pflegte er seufzend hinzuzusetzen und ward dann einige Augenblicke stiller, als ob er sich gegen ein schmerzliches Gefühl anstremte.

Er mochte dabei an seine eigenen Buben denken, die als die dümmsten und trägsten in der Schule vom Vater nichts als das gute Herz geerbt zu haben schienen.

Hatte er dann seine Fassung wieder gewonnen, so fuhr er in etwas leiserem Tone und nur merklich bewegter Stimme in seinen Betrachtungen fort, gab wohl auch einmal einen Spaß zum besten und ein lustiges Stücklein aus seinen Knabenjahren, bis — — ja, bis eben seine Frau, das dicke Bäbele, an der Werkstatt vorüberwatschelte und wie zufällig einen Blick durchs niedrige Fensterlein warf.

Dann zog ein trüber Schatten über die eben noch so heiter angeregten Züge seines ausdrucksvollen Angesichts, die Kummerfalte zwischen den buschigen Brauen trat stärker hervor, und seine Schultern sanken zusammen, als ob die unsichtbare Last ihn wieder stärker als gewöhnlich drückte. Kein Wunder auch!

Ein größeres Gegenstück als das plumpe, dumme Bäbele hätte sich zu dem klugen, fein empfindenden Manne auf dem ganzen weiten Erdenrunde nicht mehr denken lassen. Ihre übermäßige Körperfülle „wabbelte“ und „schwabbelte“ bei jeder ihrer Bewegungen, und ihre wasserblauen, ohnehin nicht großen Augen schienen sich im Fette ihres Gesichtes völlig zu verlieren.

Und mit ihrer unförmlichen und ungeformten äußeren Erscheinung hielt ihre geistige Stumpfsheit gleichen Schritt. Nichts pflegte ihr Interesse abzugewinnen, was man nicht mit der Hand betasten und mit der Zunge kosten konnte. Und je älter sie wurde, desto roher und offener trat ihre Genußsucht ans Tageslicht, bis sie sich schließlich nur noch notdürftig mit ihrem Haushalte abgab, und im Felde auch nur so viel schaffte, als ihr gerade Vergnügen machte.

Es war vielleicht ein Unglück für sie, daß sie keine Töchter auszustatten hatte, und in dieser Weise etwas beschäftigt und ausgefüllt wurde. Ihre zwei Buben gestalteten sich das Leben nach eigenem Sinne, kamen nur zum Essen und Schlafen nach Hause und gingen im übrigen ihrer Wege, wie die Eltern es thaten.

Es war ein Nebeneinander — kein Miteinander — in dieser merkwürdigen Familie, und man durfte es gewiß nur dem feinen Wesen und der fast übermenschlichen Nachsicht des Tausendkünstlers zuschreiben, wenn es zu keinerlei offenkundigen Zerwürfnissen kam.

Eigentlich erzürnt und aufgebracht habe ich den milden Dulder nur ein einziges Mal gesehen. Es war auf dem Heimwege von der Schule an einem windigen Apriltage. Sein damaliger Anblick hat sich auf zeitlebens meinem Gedächtnis eingepreßt. Mit funkelnden Augen, geballten Fäusten und hochrotem Gesichte stand er in seinem Hofe, und ihm gegenüber, jenseits der trennenden Steinmauer, sein böser Nachbar, der Habermüller mit der rohen, ungeschlachten Athletengestalt und dem unförmlichen Stiernacken.

Das Gesicht dieses allgemein gefürchteten Menschen aber war nicht zornesrot, sondern leichenblaß und ganz erschrecklich anzusehen; denn man fühlte, daß er imstande war, dem Gegner mit der krampfhaft umklammerten Holzart den Schädel einzuschlagen, wosfern er es ungehindert und ohne Zeugen hätte vollbringen können.

So aber hatte der Lärm der Streitenden die gesamte Nachbarschaft an die Fenster und auf die Gasse gelockt, besonders, nachdem auch die kleine, verwachsene Frau des Habermüllers auf dem Kampfplatze erschienen war, um mit

ihrer schrillen Stimme dem Tausendkünstler allerlei unaussprechliche Schimpfnamen über die Hofmauer zuzuwerfen.

Ein höhnisches Lachen war alles, was ihr von drüben zur Antwort ward; denn offenbar verschmähte es der Herausgeförderte, dem verblendeten Weibe die Binde lösen zu wollen.

Während dessen hatten wir Kleinen eifrig nach dem dicken Bäbele ausgeschaut, voll Erwartung, daß auch sie jetzt aus der Hinterthüre ihres Hauses kommen und, wie die Habermüllerin, die Partei ihres Mannes ergreifen würde, worauf dann der Spektakel erst recht beginnen mußte.

Das Bäbele aber ließ sich mit keinem Auge blicken, worüber sich auch weiter niemand, als wir unschuldigen Kinder wunderte.

Armer, mißhandelter Tausendkünstler! Ein seelenloser, stumpfer Fleischkloß zur Lebensgefährtin und nicht einmal ihrer Treue versichert! Wie mochte er nur zu einer solchen Frau gekommen sein?

Meine Mutter war vielleicht die einzige im Dorfe, die darüber einige Auskunft zu geben wußte, die einzige, die in dem Leben und Treiben des einstigen Schulkameraden einen tieferen Sinn und Zusammenhang ahnte, die einzige endlich, die seinen verzehrenden Bildungstrieb und den daraus entstandenen, tieftragischen Ernst seines Schicksals zu begreifen fähig war.

Den übrigen Dorfbewohnern, die an allem nur die Außenseite wahrnahmen, soweit ihnen dieselbe nützlich oder komisch dünkte, war der Tausendkünstler ein Mann wie jeder andere, und zwar — was bei ihnen am schwersten in die Waagschale fiel — ein vorzüglich begüterter. Dazu war er dann freilich noch ein gar kunstreicher Boßler, der nicht allein im eigenen Hause jeden Handwerksmann ersparte, son-

dern noch manchen schönen Bagen an anderen verdiente und oft zu einer Zeit, wo jene die Hände müßig in den Hosentaschen stecken hatten.

Glückliches Mütterchen, das da glaubte, daß nur auf dem Lande die Menschen so blödsichtig und engherzig seien, und daß man nur in die Stadt zu gehen brauche, um sofort zu Anerkennung und Ansehen zu gelangen!

Schade, jammerschade! wie sie meinte, daß so ein aufgeweckter Bube, wie der Tausendkünstler es war, zu keiner richtigen Ausbildung gelangen konnte. Hättest ihn sehen sollen, wie er den Lehrer — und manchmal sogar den Pfarrer — durch seine sinnreichen Fragen in Verwirrung brachte. Freilich hat es damals auf dem Lande noch keine Lehrer gegeben, wie wir dieselben heute haben. Es waren Leute, die selbst nur notdürftig lesen und schreiben konnten und stets noch ein anderes Gewerbe betrieben. Wir durften daher noch von Glück sagen, einen Lehrer gehabt zu haben, der nahezu ein halbes Jahr bei dem Cantor in Adelsberg in der Lehre gewesen war; dem Hanjörg aber konnte er gleichwohl nicht die Stange halten.

Was aber einmal in den Menschen hineingelegt ist, das will auch heraus, und wenn die ganze Welt dawider sein sollte. Als der wissenshungrige Knabe nichts mehr im Abbuch lernen konnte, so ging er hinaus in die freie Natur und guckte in alle Erdrißen und Waldeswinkel. Oder er saß auch in der Schmiede neben dem Blasebalge, um den älteren Männern begierig zuzuhören. Es wurde nämlich damals gar viel über die Russen und Franzosen geredet, und vor allem von dem großen Napoleon, den man auf der St. Heleneninsel endlich zum Frieden gezwungen hatte, den er der Welt aus freien Stücken nie gegeben hätte.

Hanjörgs Eltern, die außer ihm keine Kinder besaßen, wäre es sehr viel lieber gewesen, wenn derselbe nach den Augen der Mädchen, anstatt nach den Blumen und Bäumen gesehen hätte. Sie wußten sich je länger je weniger in seine absonderliche Weise zu finden.

Und selbst als er herangewachsen war, verkehrte er nicht viel mit den anderen Burschen und ging ihnen ganz aus dem Wege, wo sie wild und ausgelassen waren.

Nur spät am Abend, wenn die lärmenden Haufen sich verlaufen hatten und auf der Gasse alles ruhig und still geworden war, hörte man ihn manchmal mit dem einen oder anderen Kameraden leise singend den Ort durchwandern. Und dann konnte es einen schier bedünken, als ob der Gesang aus anderen Welten käme, und man mußte weinen, als ob man ein großes Glück oder ein großes Leid erfahren hätte.

Bei Tage ging der Tausendkünstler zwar ruhig und gewissenhaft seiner gewöhnlichen Hantierung nach, aber ernster und in sich gefehrter, als sich für sein Alter paßte; und so machte er seinen Leuten immer größere Sorge. Er wußte wohl damals selber kaum, was ihn quälte und bedrückte, wie konnten es die anderen wissen? Man hatte ja überhaupt keine Ahnung davon, daß es außer Katechismus, Bibel und Gesangbuch noch andere lesenswerte Schriften gebe, und daß man außer der Landwirtschaft noch etwas anderes als ein Handwerk lernen könne.

Und als der arme Kerl dann immer stiller und bleicher wurde und am Ende allen Schlaf und Appetit verlor, da mochten die unwissenden Leute in der That geglaubt haben, daß ihrem Sohn etwas angethan worden sei. „Willst Du dies, oder willst Du das? Thut es Dir im Kopf oder im Leibe weh? Hast Du auf eine Frau oder einen Mann



Verdacht?" Und so setzten sie ihm mit allerlei einfältigen Fragen zu, bis er endlich den Mund aufmachte. Es gebe weiter keine Hilfe für seinen Zustand, sagte er, als daß man ihn sein Bündel schnallen und eine Zeit lang auf die Wanderschaft gehen ließe; doch müsse er dafür freilich erst ein Handwerk lernen.

Die ganze Verwandtschaft schlug vor Verwunderung die Hände über dem Kopf zusammen; denn dergleichen war nie zuvor erhört worden, zumal sie nie einen Handwerker, noch einen Kleinbauern in der Familie gehabt hatten. Der einzige Sohn von begüterten Eltern, der zu Hause des Brotes die Hülle und Fülle und noch dazu eine reiche, junge Braut in Aussicht hatte, die ihm bereits an ihrem Taustage versprochen (verlobt) worden war — und in die Fremde ziehen, wie ein Schneider- oder Schustergeselle! Jetzt war es sicher, daß der Hanjörg unter dem Einfluß einer bössartigen Verzauberung stand.

Der Pfarrer freilich lachte über dieses Gerücht und schalt es Aberglauben. Er sagte, daß in dem Burschen ein ungewöhnlicher Wissens- und Forschertrieb stecke; da er aber für tiefere Studien jetzt zu alt geworden sei, sollten sie ihn Notar oder Geometer werden lassen.

Das aber wollte den Alten um so weniger einleuchten, als Bauerleute in der Kopfarbeit nichts als Müßiggang erblicken und doch nichts unfreudiger thun, als ihren Kopf gebrauchen. Da möchte er doch lieber noch ein Handwerk lernen, meinten sie, wobei er wenigstens doch Hand und Fuß regen müßte und so dem Bauerngeschäfte nicht ganz verloren ginge. Doch nicht im Dorfe sollte er in die Lehre gehen; denn diese Schande glaubten die Alten nicht überleben zu können. Dagegen erinnerten sie sich eines aus

der Umgegend gebürtigen Drehers zu Wehlar, das im Hessischen liegt, aber, wie der Hanjörg sagt, zu Preußen gehört.

Dieser Dreher war in seiner Jugend weit herumgekommen, bis er schließlich seines Meisters Tochter heiratete und selbst ein tüchtiger Meister wurde. Das dünkte ihnen eine herrliche Gelegenheit, dem Buben seinen heißesten Herzenswunsch zu gewähren, ohne ihn gänzlich der Heimat zu entfremden. Nur mußte man ihn zu verhindern suchen, daß er sich draußen nicht ebenfalls wie sein künftiger Meister mit einer Frau behaftete und darüber das Wiederkommen schuldig blieb. Und der Teufel selbst muß ihnen das Mittel dazu an die Hand gegeben haben.

Sie wollten sich nämlich anheischig machen, ihm hundert bare Gulden auf den Weg mitzugeben, wofern er sich auf die Bibel verpflichten würde, daß er sich genau nach einem Jahre wieder im Dorfe einstellen und dann seine Braut, des Numüllers Bäbele, als Frau heimführen wolle. Und er hatte das strohdumme Ding bis dahin noch mit keinem Auge angesehen und zu keiner einzigen Lustbarkeit geführt. Kein Wunder, daß er sich anfangs der harten Bedingung weigerte. Als seine Leute aber trotz aller Gegenvorstellungen seiner- und anderseits bei ihrem Kopfe verharrten und von gar keinem Ausweg hören wollten, da willigte er endlich ein, ihnen um des einen Jährchens willen sein ganzes Lebensglück zum Opfer zu bringen; denn etwas anderes war das unselige Versprechen nicht zu nennen.

Er hatte nämlich bis dahin noch keinem von uns Mädchen je so recht ins Auge gesehen und nichts von der Beschaffenheit des menschlichen Herzens gewußt, und daß die Liebe oft die am ärgsten heimsucht, die ihr am längsten

widerstanden haben. So mochte es ihm damals noch eine völlige Nebensache scheinen, ob er später das Bäbele oder eine andere heiratete, wosfern er nur erst seinen nächsten Zweck erreichte.

Der öffentliche Verspruch (Verlobung) wurde darauf in Anwesenheit der ganzen beiderseitigen Sippschaft gehalten, vor denen der Hanjörg nochmals feierlich geloben mußte, daß er genau innerhalb eines Jahres wiederkehren und Hochzeit machen wollte.

Mit seinem Herzblut hat er den Vertrag zwar nicht unterzeichnet, doch muß man dessenungeachtet dem Bösen selbst die Treue halten, wenn man ihm darauf das Wort gegeben hat, wie viel mehr aber noch den Eltern und der Braut, der man sich angelobte.

Wie es ihm aber nachmals dabei zumute gewesen ist, hat niemand in Erfahrung gebracht, ausgenommen vielleicht die wenigen, die während seines Wanderjahres mit ihm verkehrt haben.

Hier seufzte die Erzählerin und machte eine Pause, und ich mochte sie vorderhand mit keinen weiteren Fragen bedrängen, denn ich ahnte ein Geheimnis, das ihr vielleicht der einstige Schulkamerad in schwerer Stunde anvertraut hatte. Und ich sollte mich in dieser Vermutung nicht getäuscht haben.

Nur wenige Wochen nach diesem Berichte, dem zusammenhängendsten, den ich bis dahin über den merkwürdigen Mann vernommen hatte, begegnete uns derselbe auf einem Waldspaziergang.

„Ist's gut da bei Euch?“ sagte er freundlich und stützte sich einen Augenblick auf seinen Knotenstock, um Atem zu schöpfen.

„So ziemlich“, entgegnete meine Mutter, „willst Du Dich nicht zu uns setzen?“

„Warum denn nicht, da ich sonst wenig zu versäumen habe.“ Und er ließ sich auf einer knorrigen Wurzel des vom Blitze zerschmetterten Eichstammes nieder, auf dem wir selber Platz genommen hatten.

Es war an einem Oster-Sonntag-Nachmittage, und über die aufgethauten Felder wehte lau und lind die Frühlingsluft. Im Forste aber war es noch etwas feucht und kühl, und an tiefer gelegenen Stellen war der lange Winterschnee nicht völlig weggeschmolzen. Dessenungeachtet standen unter allen Hecken und Stauden die rötlich-weißen Anemonen, bei uns zu Lande Kuckucksblumen genannt, und obgleich ich grade kein Kind mehr war, hatte ich eine solche Masse davon abgepflückt, daß ich sie kaum mit beiden Händen halten konnte.

Der Tausendkünstler dagegen hatte einen großen Strauß von Seidelbast im Knopfloch seines dunkelblauen Tuchfittels stecken; er löste davon einige kleineren Zweige und bot mir dieselben mit natürlichem Anstande.

„Sie sind giftig, wie Du weißt“, sagte er, sie einen Augenblick in die Höhe haltend; „doch bist Du ja kein kleines Mädl mehr, und auch als solches hast Du nicht alles gleich ins Maul gesteckt, wie andere Kinder. Nicht wahr, Christine?“

„Recht hast freilich“, entgegnete meine Mutter, „sie ist immer über die Jahre besonnen und wißbegierig gewesen. Und wenn sie einer Sache einmal auf die Spur gerät, da giebt sie nicht mehr nach, bis sie derselben habhaft ist. So hat sie mir schon seit mehr als vierzehn Tagen keine Ruhe mehr gelassen, weil sie wissen möchte, was Du einst auf deiner Wanderschaft in Wehlar erlebt hast. Als ob Du solches je an die große Glocke gehängt hättest!“

Der Tausendkünstler sah einige Secunden sinnend vor sich nieder, während er eine knospende Ruckucksblume vom Boden pflückte und wie geistesabwesend zwischen den Fingern zerdrückte.

Als er die Augen dann wieder erhob, hatten sie einen feuchten, wehmütigen Glanz angenommen.

„Ich würde mir nicht vorgestellt haben“, sagte er dann mit leise bebender Stimme, „daß eine so alte verschollene Geschichte solch ein junges Blut interessieren könnte. Doch sei es drum! Aus dem Vergangenen läßt sich oftmals lernen, was man in der Zukunft zu hoffen oder zu befahren hat; und ich habe es lange genug mit mir herumgetragen, als daß es mir nicht wohl thun sollte, es einmal von mir abzuwälzen. Ich will dabei zu Werke gehen, als ob es sich gar nicht um mich selber, sondern um einen mir wildfremden Menschen handelte, dem ich einst zufällig auf der Landstraße begegnet bin und der mir nach kurzem Zusammenwandern seine Geschichte anvertraut hat. Denn es giebt Dinge, die man nur einem gänzlich Unbekannten, oder nie erzählen kann — am wenigsten aber denen, die uns am nächsten stehen. Oder Ihr könnt auch denken, ich selber wäre ein Fremder, den Ihr am Wege gefunden und ihm vor dem Sterben die Beichte abgenommen habt. Und wenn ich tot bin — nun dann kann es mich wenig kümmern, ob es weiter erzählt wird; doch wer sollte für eine solch einfache Geschichte auch Interesse haben.“

Sprechen konnte ich nicht, doch waren mir Thränen in die Augen gekommen. Er sah es, lächelte und hub folgendermaßen seine Erzählung an:

„Ich hatte, wie Ihr wißt, mein Wort gegeben, nach abgelaufener Jahresfrist wieder in die Heimat zurückzukehren.

Die Zeit war mir bis dahin so unaussprechlich lange vor= gekommen, daß ich mir einbilden mochte, so ein Fährchen könne nie zu Ende gehen, oder es müsse sich vorher irgend ein Ausweg finden lassen. Oder ich dachte mir auch gar nichts, sondern lebte in den Tag hinein, wie weiland der Doctor Faustus, von dem ich einmal in einem alten Buche gelesen habe, daß er zur Erlangung der weltlichen Glückseligkeit dem Teufel seine unsterbliche Seele mit Blut verschrieben habe. Der Böse habe ihn darauf beim Wort genommen und ihm nach Ablauf seiner irdischen Lebenszeit den Hals umgedreht.

Ganz läßt sich dies nun freilich nicht auf meinen Fall anwenden; denn an den Kragen ist es mir nicht gegangen, dagegen aber hat man mir, was nicht so rasch vorübergeht, einen glühenden Pfahl in die Brust gestoßen — und darin stecken lassen. Und so lebe ich heute noch, aber es war nie das echte, rechte Leben, bei dem man mit Leib und Seele ist; denn mein bestes Herzblut verströmte ich einst im fernen Hessenlande. Heiliger Himmel“, unterbrach er sich plötzlich, „wie ich so etwas nur über die Lippen bringen kann; ich weiß wahrlich nicht, woher mir diese Vergleiche kommen. Indessen — was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben wie Pilatus gesagt haben soll. — Und was ich noch bemerken will — der alte Römer ist vielleicht ein ganz guter, verständiger Mann gewesen, und kein solches Ungeheuer, wie es beim ersten Zusehen den Anschein haben mag. Denn, haben nicht auch meine Eltern mich mit dem besten Gewissen zum Tode verurteilt und sich noch Wunder was auf ihre Fürsorge eingebildet!

Ich bin nun freilich kein Christus gewesen, aber eine Sünde gegen den heiligen Geist ist es allerwegen, wenn man

einem wiß- und lernbegierigen Kinde die heißersehnte Himmelsnahrung versagt und ihm statt dessen den Stein der Geistesfinsternis für seinen Hunger bietet.

Sie konnten sich eben das Glück ihres Sohnes nur innerhalb der Grenzen ihres Geburtsortes vorstellen, wie es damals auch nicht anders möglich war. „Damals?“ Er seufzte und fuhr sich mit der Hand über die verdüsterte Stirne. „Würde sich denn heute etwas anderes thun lassen? Man liest den Kalender und hält wohl auch die Landeszeitung; im Grunde aber sind die Leute dieselben geblieben, und wer etwas erreichen will, der darf sich nicht um ihr Daireinreden kümmern und auch nicht zurückblicken, wie einst das Weib des Loth gethan hat.“

„Wenn ich damals etwas mehr von der Welt gewußt hätte,“ fuhr der Tausendkünstler in seiner Erzählung fort, „so würde ich niemand ein Versprechen gegeben haben, sondern einfach auf und davon gegangen sein, um erst dann zurückzukehren, nachdem — — ja, weiß ich es denn selber, was ich wollte und konnte? Das Rätsel meines Lebens ist mir bis heute ungelöst geblieben.“

Damals freilich, als ich den Ort einmal im Rücken hatte, und frisch und frei in die Welt hinein wanderte, da glaubte ich auf einmal, aller Sorgen bar zu sein; doch ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Obgleich ich meistens zu Fuß dahin schlenderte und einen vollen Tag in Frankfurt verweilte, war ich dessen ungeachtet in acht bis neun Tagen an meinem Ziele angekommen.

Es galt jetzt vor allem, meinen Landsmann, den Dreher Sulzer, aufzusuchen, welcher in der Lahngasse im eigenen Hause wohnte.

Der that große Augen machen, als ich mich zu erkennen gab und Grüße von den Eltern und all seinen alten Bekannten überbrachte. Wenn er mein leiblicher Anwandter gewesen wäre, so hätte er mich nicht herzlicher empfangen können — vielleicht nicht halb so herzlich.

Und als ich ihm dann von seinem eigenen Geburtsort erzählte, und wie ich dort gelegentlich eines Sängersfestes mit mehreren Burschen meines Alters ins Gespräch gekommen war, und auch den einen oder anderen mit Namen nannte, da sind ihm wahrhaftig die hellen Thränen in den grauen Bart gelaufen.

„Ja, ja, das Heimweh!“ sagte leise die Meisterstochter, als der Vater dann den Rücken wandte, um sich verstoßen die Augen zu trocknen; „er hat es Zeit seines Lebens nicht verwinden können, und jetzt erst recht nicht, seit er gar so kränklich geworden ist. Der Doktor meint, es sei das Gliederreißen; ich aber weiß es besser, was ihm am Herzen frist.“

So überrascht war ich von dieser Äußerung des Mädchens, daß ich es zum erstenmal genauer betrachtete. Und obwohl ich bis dahin von dem jungen Weibsvolk keine allzu günstige Meinung hatte, so schien die Meisterstochter mir doch damals gleich so schön und wohlgethan zu sein, als ob ich ihresgleichen nie zuvor gesehen hätte.

Kerzengerade wie ein Tannenbaum und geschmeidig wie eine Haselstaude, Haare wie Flachs und Augen wie Vergißmeinnicht und überdies eine zarte, liebliche Gesichtsfarbe, wie ein Herrenfräulein.

Ich konnte daran wohl erkennen, daß sie heuer noch nicht viel in der Sonne gewesen war, obwohl jetzt allenthalben der Holder und die Apfelbäume blühten.

Dabei aber that sie gar nicht zimperlich, wie die an-



deren Stadtmamsellen, und man konnte es ihr an der breiten Schürze und den aufgestreiften Ärmeln ansehen, daß sie im Hause tüchtig zuzugreifen wußte.

„Mein Obergefell Maria!“ sagte im Zurückkommen mein künftiger Meister, der meine unmäßige Verwunderung über ein solches Meisterwerk der Natur bemerkt haben mußte. Und als ich meine Augen noch weiter aufthat, nötigte er mich, auf dem einzigen dreibeinigen Stuhl Platz zu nehmen, während er sich mir gegenüber lächelnd auf die Drehbank setzte.

Darauf hub er an, mich mit seinen bisherigen Erlebnissen und dermaligen häuslichen Verhältnissen des näheren bekannt zu machen. Ich konnte daraus entnehmen, daß Marie, die inzwischen wieder die Werkstatt verlassen hatte, die einzige Frucht einer nicht gar langen, aber desto glücklicheren Ehe war. Sie hatte es sich von Kindsbeinen an zur Aufgabe gemacht, dem Vater nicht allein die früh verlorene Gattin, sondern auch den vergeblich erharrten Sohn zu ersetzen. Als sie dann mit dreizehn Jahren aus der Schule kam, war sie in ihren häuslichen Feierstunden als Lehrbub in seine Werkstatt eingetreten und hatte es durch Fleiß und Begabung bald so weit gebracht, daß sie an Stelle des Gesellen einsteigen konnte, wenn derselbe plötzlich vom Wanderfieber ergriffen wurde, oder auch aus anderen Gründen beurlaubt werden mußte, wie es erst vor wenigen Tagen der Fall gewesen war.

Hier ließ Marie, die inzwischen mit einem Napf voll jungen Salates wieder zurückgekommen war, ein kleines Hüsterchen vernehmen, als ob sie dem Vater ein Zeichen geben wollte, von der letzten Geschichte lieber nicht zu sprechen. Als der Meister aber ganz bedeutend mit den Augen zwinkerte und mit dem Finger drohte, stand sie rasch auf,

raffte ihre Arbeit zusammen und ließ sich während des ganzen Vormittags nicht mehr in der Werkstatt sehen.

„Er hatte den Narren an ihr gefressen“, fuhr der Meister fort, indem er der Davoneilenden lächelnd nachblickte; und ich, der ich mich nie zuvor um das Gebahren der Leute gekümmert hatte, konnte mich jetzt nicht enthalten, die Frage einzuwurfen, ob auch sie ihm gut gewesen wäre; und dabei muß ich ganz gehörig rot geworden sein.

„Gut gewesen wohl“, versetzte der Meister, „aber nicht genug, um ihn zum Manne haben zu wollen; sie will überhaupt nicht heiraten, das sakrische Mädchen! Als ob wir für ewige Zeiten bei einander bleiben könnten! Gleich am Anfang, wo ich noch gar nichts merken wollte, hat sie mir schon angelegen, dem thörichten Burschen den Lauspaß zu geben; und endlich hat's in der That nicht mehr anders sein können.“

Ich hätte damals schwerlich zu sagen vermocht, warum mich die Worte des Meisters allsogleich mit einer heimlichen Freude erfüllten, als ob mir etwas Schönes geschenkt worden wäre. Doch wurde ich vorläufig von der Neuheit der mich umgebenden Menschen und Dinge zu sehr in Anspruch genommen, um der ungewohnten Empfindung besonders nachzugrübeln.

Ein Jährlein sei bald zu Ende, meinte der Meister und es wundere ihn, daß ich mir noch gar keinen festen Lehrplan gemacht habe.

„Das ist's ja eben, warum ich zu Euch gekommen bin, Meister!“ sagte ich mehr traurig, als ärgerlich darüber, daß auch er, der mehr als die Hälfte seines Lebens in einer großen Stadt verbracht hatte, es mir nicht anzumerken schien, wofür ich eigentlich tauglich war.

„So, so!“, entgegnete er nachdenklich, indem er ein paar Mal die steifen Glieder reckte und sich dann hinter den Ohren kratzte, wie er zu thun pflegte, wenn er nicht alsobald eine Antwort in Bereitschaft hatte.

„Um noch einmal auf die Schulbank zu sitzen, bist Du halt zu alt geworden, und so ist's wohl am besten, Du setzt Dich zu mir an die Drehbank, was Dir auch bei der Bauernwirtschaft seine Früchte tragen kann; denn was wäre den Weibern und Mädchen so nötig und nützlich, als Spinnräder und Haspeln?“

Dagegen konnte ich nun freilich keinen Einwand machen, so sehr sich mir auch vor Bekümmernis das Herz zusammenkrampfte. Es war, als ob auf dem Grunde der Seele mir eine Stimme zuflüsterte, daß ich auf diesem Wege niemals das Rechte finden würde. Ehe ich aber zu sagen vermochte, was ich eigentlich gesucht hatte, mußte ich eben das Maul halten und warten, bis ich gescheitert wurde.

Das waren so meine Gedanken, als ich die Werkstatt verließ, um mit Marie die für einen Lehrbuben erforderlichen Anschaffungen zu besprechen. Vor allem brauchte ich einen dunkelblauen leinenen Schurz; und ich hätte es nicht über mich vermocht, einen solchen auch nur leihweise von meinem Meister anzunehmen.

Auf die Arbeit aber, obgleich es nicht die rechte war, habe ich mich allsogleich mit allem Fleiß und Eifer geworfen; denn der Meister sollte bald erkennen müssen, wen er eigentlich vor sich hatte. Ich vermaß mich in meinen Gedanken, in weniger als einem Jahre das zu lernen, wozu ein anderer das drei- und vierfache an Zeit und Mühe brauchte. Und so ist es in der That gekommen.

Ich wurde bald mit solchen Lobsprüchen überhäuft, daß ich mich schämen mußte, sie anzuführen. Nur das muß ich noch bemerken, daß der Meister von meiner Rückkehr in die Heimat immer weniger wissen wollte. „Eltern schreiben — Vorstellungen machen — ins Gewissen reden“, und was dergleichen Redensarten mehr waren, wenn ich ihn bescheidenlich daran zu erinnern suchte, daß zu Pfingsten des nächsten Jahres die mir gestellte Frist zu Ende wäre.

Aber was würde das geholfen haben bei meinen Leuten, die fast gar kein Geschriebenes lesen konnten und nach der Schulzeit kaum je noch eine Feder angerührt hatten, als höchstens, um ihren Namen unter ein amtliches Schriftstück oder einen Vertrag zu setzen?

Schreiben hätte ich können — ich will es nicht leugnen — und ich habe es nachher zu Neujahr auch gethan, und pflichtschuldigst meinen Glückwunsch dargebracht. Eine Antwort aber habe ich nie erhalten und — wenn ich es ehrlich sagen soll — auch keine erwartet.

Marie dagegen, mit der ich ohne alle Scheu über die mir gestellten Bedingungen sprechen durfte, hat mich von Anfang an nicht anders als wie einen Gast behandelt. Es war ihr ebenso sonnenklar, als mir, daß man sein Wort nicht brechen dürfe, auch wenn man dasselbe einem Räuber oder Mörder gegeben hätte. Nur daß ich mit dem Båbele schon fast so gut wie verheiratet war, habe ich ihr damals noch nicht gesagt; denn das war eben das Allerärgste. Zu unserer Zeit, wie Du weißt, Christine, ist ein Verspruch (Verlobung) noch nicht wie ein Kappenhandel unter Brüdern gewesen, den man wieder rückgängig macht, sobald es einen zu reuen anfängt. Wie viele Paare würden da nicht schon auseinander gelaufen sein!“

Er senfte tief und starrte einige Sekunden wie traumverloren vor sich nieder, als ob er sich zum hundertsten und aber hundertsten Male die Frage vorlegte, ob es denn in der That so sein mußte, wie es geworden war.

Obwohl ich mir im Herzen ein über das andere Mal ein „Nein!“ zurief, überzeugt, daß sich das Leben des Tausendkünstlers hätte anders gestalten können, so mochte ich dieser Gewißheit gleichwohl keinen Ausdruck geben. Es wäre eine völlig zwecklose Grausamkeit gewesen.

Dagegen nahm meine Mutter das Wort jetzt auf, als hätte sie meinen geheimen Zweifel erraten. „Ja, ja, Hansjörg!“ sagte sie, „als wir jung waren, hat ein Verspruch vor Zeugen in der That so viel wie eine Copulation vor dem Altar gegolten. Vertrag ist eben Vertrag, ob er nun vor weltlichen oder geistlichen Personen gemacht wird.“

„Recht hast,“ entgegnete der Tausendkünstler mit bewegtem Tone, „und wenn ich damals der versuchenden Stimme in mir Gehör gegeben hätte, daß vielleicht das Bäbele selber den Verspruch nicht ernstlich nehme, so wäre damit auch mein Vertrauen auf die Marie in die Brüche gegangen; denn Treu und Glauben hält die Welt zusammen.“

Nichts desto weniger ist die Versuchung immer stärker, immer entsetzlicher geworden; denn der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Es sind drangvolle Stunden über mich gekommen, die mir das Blut ins Gehirn und den Schweiß auf die Stirne getrieben haben, besonders in stiller Mitternacht, wenn ich vergeblich das Labfal des Schlafes suchte. Und dann sprang ich oft auf, um das Fenster aufzureißen, oder warf mich auf den harten Backsteinboden, um mir irgend einen körperlichen Schmerz zuzufügen.

Doch daß ich nicht zu große Sprünge mache — so arg ist es erst geworden, als ich und die Marie uns über unsere beiderseitige heftige Zuneigung offen ausgesprochen hatten. Das war aber in einer mond hellen Novembernacht, als das Mädchen in der Wohnstube am Spinnrad saß, und ich ihr das Garn von der Spule haspelte. Der Meister hatte früher als gewöhnlich Feierabend gemacht, da es auf der Innung eine wichtige Verhandlung gab.

Freilich haben wir keinen Augenblick außer Acht gelassen, was Zucht und Ehre von denen heißt, die sich im zeitlichen Leben niemals angehören dürfen. Nur getröstet haben wir uns und an einander aufgerichtet, wie kein Pfarrer auf der Kanzel es vermocht hätte; denn der spricht zu einer ganzen Gemeinde, wo alle gar verschiedentliche Anliegen haben. Wir aber haben ganz und gar nur eines für das andere gesonnen und gesorgt, zumal an den langen Winterabenden, wo der Vater, wie es mich bedünken wollte, uns oft absichtlich allein gelassen hat.

Kein Wunder, daß ich im schwachen Gemüte zuweilen wankend wurde und die Zuversicht nährte, daß sich am Ende doch noch ein Ausweg aus dem schrecklichen Wirrsal finden ließe. Marie aber hat dazu nur leise und traurig den Kopf geschüttelt.

„Sieh nur den Vater an,“ pflegte sie mir vorzustellen, „wie so gar alt und hinfällig er vor der Zeit geworden ist, das Heimweh ist's, das ewige Heimweh, das ihm die Farbe aus den Wangen und das Mark aus den Knochen zehrte, obwohl er keinen einzigen näheren Verwandten mehr in seinem Geburtsort hat. Und auch über Dich würde es kommen, und zwar — was von allem das Schlimmste ist — in Begleitung von Gewissensbissen. Ewig würdest Du Dir

den Vorwurf machen müssen, daß Deine Eltern vor Gram um Dich in die Grube gefahren sind, daß Deine Braut vergeblich Deiner Rückkehr harrete und vielleicht darüber alt und geisteschwach geworden ist — ein Spott der Erwachsenen — ein Grauen der Kinder. Ich kenne sie nicht? mag sein, mein Bruder!“ Ja, so nannte sie mich, wenn wir allein beisammen waren — „Dich aber kenne ich und weiß, daß Dir aus einem Treubruch nie und nirgends ein Glück erblühen könnte.“

Und wenn sie so an mich hinredete, das goldreine Wesen, dann glaubte ich einen Engel des Himmels zu hören und zweifelte nicht, daß sie nichts als das Wahre und Rechte wollen konnte.

Wenn ich aber wieder allein war und der böse Gedanke über mich kam, daß sie vielleicht nur deshalb so klug zu sprechen wußte, weil sie weniger Liebe fühlte und folglich auch weniger leiden mußte — dann schlug ich mir die Faust vor den Kopf und raste wie ein Stier, den man in eine Scheuertenne gelockt hat, um ihm die Schlinge um den Hals zu werfen.

Und doch wäre sie mir nicht halb so lieb gewesen, wenn sie die Sache anders angesehen und leichter genommen hätte.

Es wollte mich damals oft bedünken, daß sie in ihrem leiblichen und geistigen Wesen eine große Ähnlichkeit mit einer gewissen Lotte gehabt habe, von der man in Wezlar gar viel zu erzählen wußte, denn sie war durch die Liebe eines großen Dichters berühmt geworden. Derselbige hat Goethe geheißt, und das Buch, in dem er sein Verhältnis zu der Lotte geschildert hat, „Die Leiden des jungen Werther“, oder — wie man auch schlechtweg sagte — „Werthers Leiden.“

Gelesen habe ich es freilich nicht, und auch keine Lust dazu verspürt; es genügte mir zu wissen, daß Lotte die Braut eines Anderen war und deshalb den Goethe oder Werther nicht heiraten konnte. Dieser — den Werther meine ich — soll sich darüber erschossen haben, da aber der Goethe selber noch am Leben und an die achtzig Jahre alt war, auch nach der Lotte noch unterschiedliche andere Geliebten gehabt haben soll, habe ich der Sache nicht weiter nachgeforscht und sie für eitel Fabeln gehalten. Man hat ja doch an einer Liebe fürs ganze Leben genug, wenn anders sie echt und wahr gewesen ist. Eher noch hätte ich an den Bestand des verzweifeltsten Werther glauben können, wenn es mir auch wenig tapfer vorkam, vor abgelaufener Arbeitszeit sich von dieses Lebens Mühsal davon zu stellen, wie ein Müßiggänger und ein Landstreicher.

Was ein rechter Kerl sein will, darf nicht am hellen Mittag Feierabend machen, das pflegte ich mir mannhaft vorzuhalten, wenn die Versuchung, mich für immer aus dem Staube zu machen, auch über mich gekommen ist. Denn manchmal hörte ich zur stillen Mitternachtsstunde das Wasser der Lahn gar verführerisch in der Ferne rauschen, besonders wenn es Regenwetter geben wollte.

Was — mich kopfüber hinunter stürzen? sagte ich bei mir selber, das kann am Ende jeder, der seiner Beine mächtig ist; es ist kein Meisterstück. — Und dann legte ich mich auf die andere Seite und zog das Deckbett über den Kopf hinauf.

Und so ging es Wochen, ja Monate lang, und was noch das Ärgste bei der Sache war — der Meister wurde während dessen immer kränklicher und hinfalliger. Immer deutlicher gab er zu verstehen, welch' große Bekümmernis ihm der unverjorgte Zustand seiner Tochter verursachte;



denn er wüßte nur einen, dem er sie zur Frau geben möchte, bevor er die Augen im Tode schließe — und so des weiteren.

Da trug es sich zu, daß er kurz vor Weihnachten einen Schlaganfall bekam. Es wurde sofort zum Doctor geschickt, und da dieser zu der Sache den Kopf schüttelte und eine ganz bedeutsame Miene machte, wurde auch der Pfarrer geholt.

Als derselbe dann zu Häupten des Bettes stand und man allbereits der Ansicht war, daß der Kranke das Bewußtsein verloren habe, schlug er auf einmal die Augen auf, als ob er etwas suche. Und als er Marie und mich am Fußende des Bettes stehen sah — das Mädchen leichenblaß, aber voll ruhiger Fassung, um ihm das Scheiden nicht noch schwerer zu machen — da forderte er uns mit Blick und Gebärde zum Näherkommen auf.

Er wollte sprechen, doch schien er das rechte Wort nicht finden zu können, und die Not des Atmens wurde immer heftiger. Da griff er mit zitternden Händen nach den unsrigen, fügte dieselben in eins zusammen und flüsterte mit gebrochener Stimme, daß es kaum mehr verständlich klang: „Versprich mir, Hanjörg, versprich — —“

Und dann sank er in die Kissen zurück, doch ohne unsere Hände freizugeben, und als der Krampf ihn wieder etwas losließ, murmelte er noch einmal: „Versprich, versprich — —.“ Es war zum Herzerreißen.

Ich konnte mich vor Schmerz und Verzweiflung nicht mehr halten; es schien, als ob in dieser letzten, schwersten Versuchungsstunde der Himmel ein Wunder thun und ein Versprechen gegen das andere aufheben müßte. Mein Herz klopfte bis in den Hals hinauf, und im Kopfe wurde es wirbelich. Dem sterbenden Meister die Hand entreifend, war ich gerade daran, sie in die Höhe zu recken und „Ich

schwöre, ich schwöre!“ zu rufen, als Marie mich, wie mit Riesenstärke, am Arme erfaßte und das meineidige Wort mir von der Lippe schnellte. Es war nur ein einziger Laut, den sie hervorbrachte, aber dafür auch um so niederschmetternder: „Verräter!“

Schwer röchelnd war der Meister in die Kissen gesunken, doch muß ich bezweifeln, daß er von dem Hergang etwas wahrgenommen hatte; denn immer lauter dengelte der Sensenmann auf seiner Sense herum; er schien es mit dem Niedermähen eilig zu haben.

Wir waren im stillen Einvernehmen auf die Knie gesunken.

„Verzeih' ihm, Vater!“ flüsterte Marie, sich zu ihm beugend. „Er hat ja eine Braut zu Hause, und ich —“, da blieb sie stecken, als ob ihr die Lüge nicht über die Lippen wollte. Sie mußte einen gewaltigen Zulauf nehmen, ehe sie es herausbringen konnte, daß sie dem Wilhelm ihr Jawort verpfändet habe.

Das war nämlich jener Geselle, dem der Meister kurz vor meiner Ankunft den Laufpaß gegeben hatte; und wie Marie mir später gestand, war ihr das damals nur so eingefallen, um dem Vater in Hinsicht ihrer Zukunft das Sterben zu erleichtern; doch schien derselbe bereits in einer anderen Welt zu sein.

Nur einmal noch öffnete er die schweren Augenlider, als die Abendsonne ihre letzten Strahlen durch die halbverhüllten Fenster warf.

„Gieb acht, Brückenpeter“, rief er aus, „daß Du mit der Heugabel nicht an die Schwalbennester rührst! Und das Liesebethle soll die Stallthür zumachen, damit die Stallhasen nicht hinaus laufen“. Und dann wieder nach kurzer

Pause: „Lustig, lustig, ihr Buben! Die Schuhe weggeschmissen und mitten in den Bach hinein!“

„Kindheitserinnerungen!“ flüsterte Marie mit überströmenden Augen. „Die ferne Heimat ist ihm stets das Nächste auf der Welt gewesen“.

Und dann noch einige abgerissene Worte, bei denen er sich aus den Kissen aufrichtete und wie verklärt ins Weite starrte.

„Ah, da kommt auch die Mutter mit dem Hanesle auf dem Arm! Grüß Euch Gott im Himmelreich! Kein Heimweh mehr — immer beisammen bleiben — ewig, ewig!“

Und dann fiel er zurück und war — in der Heimat.

Wir haben den guten Mann aufs tiefste betrauert und würdig begraben; doch kann Euch dies nicht weiter von Interesse sein. Ich wickelte mit der Marie, so gut wir's konnten, die Geschäfte ab, und hatte ich schon vordem vielfache Gelegenheit gehabt, ihren starken Charakter und klaren Verstand zu bewundern, so wollte es mich jetzt bedünken, als ob seit dem Tode des Vaters ein höherer Geist in dem zarten Leibe seine Wohnung genommen habe. Sie war wie eine Heilige, und von dem, was wir zuvor für einander gefühlt hatten, ist niemals mehr die Rede gewesen. Auch hat es Marie zu richten gewußt, daß die alte Rosine, ihre Stütze im Haushalte, fast immer in unserer Nähe war; vielleicht auch hat die gute Person aus eigenem Antriebe gehandelt.

Inzwischen waren bereits drei Viertel des mir gegönnten Jahres abgelaufen, und ich bemerkte mit Schrecken, daß der Schnee an der südlichen Bergeshalbe zu schmelzen anfing und das Gewässer der Lahn immer schlammiger wurde. Vom Süden wehten die lindnen Frühlingslüfte, und auch die ersten Schwalben waren wieder ins Land gekommen — nicht merk-

lich später als in unserer Gegend, obgleich es weiter im Norden war.

„Gegen Pfingsten“, fuhr der Tausendkünstler in seiner Erzählung fort, „mußte ich meinen Ranzen schnallen und den Rückweg antreten, und es wäre wohl am besten gewesen, wenn ich die Dual verkürzt und damals schon den Weg unter die Füße genommen hätte. Was aber sollte dann aus dem doppelt vereinsamten Mädchen werden?“

Nur sie selber konnte mir die Antwort auf diese Frage geben, die sie mir bei ihrer merkwürdigen Scharfsichtigkeit aus den Augen gelesen haben mußte. Sie werde, was sie dem Vater ganz unabsichtlich im Drange des Augenblicks gelobte, zur Wahrheit machen. Der Wilhelm habe um Fastnacht wieder um sie anhalten lassen und harre jetzt ihres Winkes im benachbarten Gießen, ob er sich persönlich vorstellen dürfe, um sich das Jawort zu holen. Sie habe nach heißestem Ringen es auch über sich vermocht, ihm daselbe zu geben; denn das Geschäft müsse wieder einen Herrn bekommen, der fleißig zum Rechten sähe, und das übrige würde sich von selber geben. Der Himmel hätte keinen Vertrag mit uns gemacht, daß er unsere Wünsche erfüllen werde; und wenn man gleichwohl auf etwas Herzensglück gehofft habe, so sei dies unsere Sache. Ein Geschenk dürfe man nicht wie ein angestammtes Recht extrogen wollen; doch müsse man unter allen Umständen seine Pflicht erfüllen.

In dieser Art sprach sie noch manches, das merkwürdige Mädchen, und es sah nicht darnach aus, als ob eine junge, frohe Braut es sagte. Und so heiß ich selbst sie im innersten Herzensgrunde auch noch liebte und zu eigen begehrte, so wäre es mir doch viel lieber gewesen, wenn sie dem Erwählten mit größerer Zuneigung entgegengekommen wäre.

Leid, wo ich hinging, und Leid, wo ich herkam — wie schwer mußte da nicht mein Wanderbündel auf den Schultern drücken.“

Er strich sich seufzend das graugesprenkelte Haar aus der Stirn und suchte sich aus seiner gebeugten Stellung aufzurichten. Jetzt wußte ich, wie riesengroß die unsichtbare Last gewesen, die seinen Rücken vor der Zeit gebeugt hatte.

„Arme Marie!“ fuhr er nach einer Pause fort, „sie hat es wohl nur deshalb so eilig gehabt, um mir den Abschied nicht noch schwerer zu machen. Wer weiß auch, ob ich bis zum Ende hätte standhaft bleiben können; denn wenn schon Christus gebetet hat, daß ihm der Kelch vorübergehe, was sollte ein elend verzweifelndes Menschenkind, das keinen Teil an der göttlichen Gnade hatte.

So war wenigstens damals mein Gemütszustand. Ich kam mir vor, wie ein Verlassener, Verstoßener, selbst von ihr, die ich für den Inbegriff der Gottheit auf Erden gehalten hatte.“

Er verstummte abermals auf einige Augenblicke, wie von der Erinnerung überwältigt, und verbarg das Gesicht in den schwieligen Händen. Als er sie wieder erhob, lag ein feuchter Glanz über den mild leuchtenden Augen und ein wehmütiges Lächeln um die schmalgeformten Lippen.

„Thöricht, nicht wahr“, sagte er dann sich kräftig ermannend, „daß einem dergleichen noch so nahe gehen kann, wenn man allbereits mit einem Fuß im Grabe steht. Und Marie mochte recht haben, am Ende ist ja alles eins, ob man einen Treffer oder eine Miete in der großen Lotterie des Lebens gezogen hat. Im unendlichen Hauswesen der Natur ist der einzelne Mensch von geringerer Bedeutung, als für uns die Ameise, die wir achtlos zertreten, wenn sie uns im Wege ist.

Damals, freilich, als das Blut mir noch wild und jäh durch die Adern stürmte, ist es mit solcher Weisheit noch nicht weit her gewesen. Und als ich zum ersten Male den übergläcklichen Bräutigam der Meisterstochter zu Gesicht bekam, da war es mir doch gerade, als ob er mir einen Stich ins Herz gegeben hätte, und als ob ich ihn deshalb mit den Fäusten packen und ihm die Seele aus dem Leibe schütteln müßte.

Als aber Marie mich so bittend mit den treuen blauen Augen ansah und die Hoffnung äußerte, daß zwei so gute Menschen auch gute Freunde werden möchten, da bin ich mannhaft auf den Burschen zugegangen und habe ihm glückwünschend die Hand gegeben.

Und da war das Eis gebrochen und der Bund geschlossen, ehe die Feindschaft noch rechte Wurzeln fassen konnte. Ich bin dann überall sein steter Begleiter gewesen, was die Marie mir mehr als einmal mit leuchtenden Blicken dankte; denn ich merkte wohl, daß sie mit ihrem Zukünftigen nicht gerne allein sein wollte. Mir blieb es überlassen, ihn in Haus und Werkstatt herumzuführen und ihm einen rechtzeitigen Einblick in die Schuldbücher und Warenvorräte zu gewähren. Denn der Meister hat nicht allein auf Bestellung gearbeitet, sondern auch ein offenes Geschäft gehabt.

Der wackere Gefelle ist dann alle zwei bis drei Wochen zu Besuch gekommen, und erst am Vorabend der Hochzeit ist er mit Sack und Pack in Weplar, doch immer noch nicht im Brauthause, eingerückt; denn in Sachen der Ehrbarkeit ist die Marie streng gewesen.

Sie behandelte ihren Zukünftigen mit einer Ernsthaftigkeit, als ob sie seine Mutter oder Meisterin gewesen wäre. Doch muß ich der Wahrheit ihr Recht gestatten

und noch bemerken, daß der Wilhelm ein ganz ansehnlicher Kerl gewesen ist, der überall seinen Mann stellen konnte. Schwarzes Kraushaar und ein feines Bärtchen auf der Oberlippe, dabei ein paar Augen, wie zwei Feuerflammen, an denen sich manches benachbarte Jungfräulein das Herz versengt hatte.

Bei ihm aber war alles Dichten und Trachten auf nichts und niemand als die Marie gerichtet, obgleich ihm das Mädchen kein Hehl daraus machte, daß sie ihm vorläufig noch kein ganzes Herz entgegenbringen konnte.

Die Hochzeit war auf den Himmelfahrtstag festgesetzt, und ich dabei zum ersten Brautführer erkoren worden. Gleich am folgenden Morgen sollte ich dann meinen Abschied nehmen, da ich am Pfingstamstag, oder spätestens am Sonntag Morgen, daheim sein mußte.

Wie mir da zu Sinne war, davon kann ich selbst heute noch keine rechte Beschreibung machen. Wie ein Nachtwandler muß ich ausgesehen haben; denn ich träumte mit offenen Augen und stehenden Füßen und weiß mich daher kaum mehr zu erinnern, was während der letzten Zeit, die ich in Weylar verbrachte, um mich herum geschehen ist. Und wenn ich einmal unversehens angerebet wurde, dann erschrak ich, als hätte ich ein Verbrechen begangen, und als ob jedermann mir ansehen mußte, daß ich die sündigen Gedanken noch immer nicht von dem Mädchen abwenden konnte, obgleich sie schon so viel als das Weib eines anderen war.

Und mit diesem unvermindert heißen und inbrünstigen Gefühle in der Brust davongehen müssen auf Nimmerwiedersehen, es kam mir so völlig unnatürlich vor, daß ich mich schier wundern mußte, wie die Leute nur daran glauben konnten.

Da geschah es, daß ich mich einmal wieder, wie so oft, auf meinem Bett herumwälzte und keinen Schlaf finden konnte. Bald war mir's, als hätte ich die Marie um Hilfe rufen hören, bald glaubte ich durch die Thürriße einen hellen Schein wahrzunehmen, als ob der ganze Dachstuhl in Flammen stünde. Und obgleich sich dies alles bei genauer Prüfung als eitel Trugwerk erwies, so ist es mir doch eigentümlich vorgekommen, daß ich mir in dem geliebten Hause jezt gar so unentbehrlich vorkam und doch sobald schon keine Stelle mehr darin haben und auch nicht die geringste Spur von meinem Dasein zurücklassen sollte.

Da ist mir auf einmal, wie ein Blitz in der Nacht, ein heller Gedanke durch das verdunkelte Gehirn gefahren.

Wenn ich auch in der Leiblichkeit auf immer von meiner Freundin scheiden mußte, so konnte ich ihr ja nichtsdestoweniger ein Stück von meinem inneren Menschen zum ewigen Gedenkzeichen hinterlassen, zum treuen Begleiter auf ihrem künftigen Lebenswege.

Und als ich noch ein bißchen nachgrübelte, da sah ich auch schon die Umrisse der himmlischen Eingebung vor meinem Geiste aufsteigen, ein Wunderwerk von einem Spinnrade.

Die Idee dazu muß freilich, mir selber unbewußt, schon lange in mir geschlummert haben, sonst hätte sie nicht im Handumdrehen solch greifbare Gestalt annahmen und von meiner ganzen Seele Besitz ergreifen können.

Ich stand sofort vom Bette auf, obwohl es kaum eine Stunde über Mitternacht war, um mich vorsichtig in die Werkstatt hinunter zu tasten, und am nächsten Abend legte ich mich gar nicht nieder.

Mir war, als ob ich nichts mehr als Hand und Auge wäre und das träge Werkzeug plötzlich eine Seele bekommen



hätte — ja als ob selbst die Drehbank die freudigsten Sprünge machte, daß sie dem geliebten Mädchen einen Dienst erweisen konnte. Ich war völlig außer mir und wußte kaum mehr, ob ich allein in der Stube war, oder ob unsichtbare Geister mir bei der Arbeit halfen.

Mein erster Plan war aber der gewesen, daß das Spinnrad einen Strauß von unterschiedlichen Blumen darstellen sollte — die Drehscheibe eine vollerblühte Rose, der Wirtel eine Aster, der Kocken eine schlankaufsteigende Lilie, und das ganze Gestell überwuchert von allerlei Rankengewächsen.

Danach aber ist mir eingefallen, daß unter dieser Überladung von lauter Zierrat das Gerätstück selbst außer Wert gesetzt würde; denn allererst muß doch die Nützlichkeit, und dann, wenn dafür noch Platz und Gelegenheit ist, auch die Schönheit in Betracht gezogen werden.

Ich veränderte meinen Entwurf nun dergestalt, daß ich mich nicht der Mannigfaltigkeit, sondern der Einfachheit besaß. Jeder Teil des Gerätes sollte ganz von selbst aus dem andern herauswachsen und mit dem ganzen aufwärts streben. Im Kocken aber mußte das Werk dann seinen Ruhepunkt erreichen. Er lief in eine einzige Glockenblume auf hohem Stengel aus, während der Schmuck der unteren Teile aus nichts als Blättern und Knospen bestand. Es schien mir selbst ein Rätsel, wie ich zu alledem gekommen war, hatte ich doch die Holzschneiderei bis dahin nur als Zeitvertreib in meinen Feierstunden geübt.

Und als das Spinngerät mir dann wie ein mir fremdes Wunderding gegenüberstand und ich die Saite aufgezogen hatte, schien Rad und Spule ganz von selbst zu gehen, und ich fühlte, daß ich nie wieder ein zweites dieser Gattung

machen könnte. Ganz natürlich, daß ich es wie meinen Augapfel hütete und mich kaum mehr von der Truhe in meiner Dachkammer entfernen mochte, wo ich es tagüber verschlossen halten mußte.

Doch da ist auch das Hochzeitsfest schon vor der Thür gewesen, und es war hohe Zeit, meinen Anzug in Ordnung zu bringen und einiges Neue dazu zu thun, um als Brautführer meinem Amte keine Schande zu machen.

Wie schon gesagt, rückte dann am Vorabend des Himmelfahrtstages der Bräutigam mit dem zweiten Brautführer, einem jungen Gefellen aus Gießen, in Wehlar ein und schlug sein Nachtquartier in einem nahegelegenen Wirtshaus auf, von wo er unsere Wohnstube beständig im Auge haben konnte. Und als dann Marie ihren Hochzeitsstaat anprobierte — ein feines, dunkelblaues Tuchgewand mit hoch aufgebauhten Oberärmeln — und darin so schön und vornehm wie eine Gräfin ausah, als die von der alten Rosinenbäse gebackenen Kuchen durchs ganze Haus einen gar lieblichen und angenehmen Geruch verbreiteten, da fühlte ich mich auf einmal wie von einer unsichtbaren Gewalt von dannen getrieben — wohin? das war mir Nebensache.

Kaum konnte ich es erwarten, bis alles ruhig und still geworden war; denn so traurig war ich im Gemüte, daß jeder frohe Laut mich wie ein Faustschlag berührte. Ich hatte mich halb ausgekleidet an den Tisch gesetzt, um an das vor mir stehende Spinnrad, wer weiß, was alles hinein zu reden, damit es der Marie alles wieder erzähle, wenn es sich surrend und schnurrend unter ihrem flinken Fuße drehte.

Während dessen war die halb angefüllte Mondescheibe über die Schornsteine aufgestiegen, und als ich so in die bleiche Helle hinausah, ergriff es mich mächtig, daß dies

zum letzten Male sein sollte. Morgen um diese Zeit würde ich Weglar bereits im Rücken haben, während ein anderer —

Es war eine Höllenpein, dergleichen Gedanken nur auszuendenken; auch hatten sie mich völlig gegen meinen Willen ergriffen. Nun sie aber da waren, kamen sie mir als etwas so ganz Neues und Unerhörtes vor, daß ich mich wie ein Besessener an den Haaren faßte und in der Stube auf und nieder rannte.“

„Als ich mich gehörig ausgetobt hatte“, führte der Tausendkünstler seine Erzählung weiter fort, „blieb ich stehen, um mich auf mich selbst zu besinnen. Wozu dies alles? Wer würde etwas dagegen haben, wenn ich noch in jener Nacht in aller Stille meinen Urlaub nahm? Ein Brautführer konnte leichtlich unter den geladenen Gästen ausgewählt werden, und niemand würde Zeit und Neigung haben, dem Verbleib des fremden Gesellen nachzuforschen.

Das war ein Rettungsgedanke.

Ich warf mich rasch in meine Sonntagskleider, packte die gewöhnlichen in ein Felleisen nebst einigen Bänden von Schillers Werken, die ich mir im Laufe des Jahres aus meinen ersparten Groschen angeschafft hatte.

Dann verschloß ich das Spinnrad in meiner Truhe, schrieb einen Zettel, in welchem ich dem Hochzeitspaare Glück und Segen wünschte, nebst einem Gruß für die alte Rosinenbäse — und wofern man sich die Mühe geben wollte, würde man in der Kiste für die Braut ein kleines Andenken finden; der Schlüssel thäte im Wandschränkchen bei dem feineren Werkzeug liegen.

Wie ich das alles so gut behalten habe? Ach, es hat sich mir mit glühenden Buchstaben in Gehirn und Herz eingebrennt! War es doch das Letzte, was ich in dem geliebten

Hause noch zu verrichten hatte. Mir ist, als ob ich mich noch heute vor mir sehe, wie ich mit dem Felleisen über den Schultern im Stübchen zum letzten Male Umschau halte, dann leise die Treppe hinabschleiche und die verriegelte Hausthür aufmache.

Als mir draußen die kalte Nachtluft entgegenschlägt, bleibe ich eine Sekunde stehen, um mir den Schweiß von der Stirne zu wischen und dann noch einen Scheideblick zu Mariens Fenster hinaufzusenden. Da vermeine ich, in ihrer Schlafkammer noch einen schwachen Lichtschimmer wahrzunehmen, und es packt mich wie mit Riesenstärke, daß ich sie noch ein letztes Mal sehen und sie ein erstes und letztes Mal in meine Arme reißen und an meine Brust drücken müsse, anderswie ich zeitlebens keine Ruhe finden könne.

Schon bin ich im Begriffe, die Thüre wieder aufzuklinken, da kommt vom Flusse herauf der Nachtwächter gegangen; der ruft, daß die Glocke zwölf geschlagen habe, und daß uns Gott vor allen bösen Geistern bewahren möge.

Rasch drückte ich mich an die Mauer, um nicht für einen Dieb gehalten zu werden, und über mich geht die Erleuchtung auf, daß ich im Begriffe war, ein schweres Unrecht zu begehen.

Singend und schlurfend geht der Alte vorüber und mit ihm die Versuchung.

Einen Schrei in der Kehle erstickend, die Hand aufs Herz gepreßt, so laufe ich die Gasse hinunter, der Lahnbrücke zu. Nur erst einmal die Stadt im Rücken haben, und das Ärgste würde überstanden sein! So wenigstens habe ich in jener Stunde gedacht; das Ärgste aber ist erst nachgekommen. Doch wollen wir das für immer begraben sein lassen. —

Anstatt nun aber der Lahn entgegen zu schreiten, von welcher Richtung ich ein Jahr zuvor gekommen war, folgte ich ihrem Lauf, ohne mir weiter Rechenschaft darüber zu geben. Erst als hinter mir die Stadt im Nebel versunken war, und ich auch die Umrisse des gewaltigen Domes nicht mehr unterscheiden konnte, hielt ich meine Schritte an, um mich endlich auszuschnaufen.

Und jetzt erst begann der Krampf sich zu lösen, der mir bis dahin wie mit eisernen Zangen die Brust umschnürt hielt. Ich warf mich auf den Boden ins taufrische Gras und weinte — weinte, weinte, wie ich es nur einmal im Leben als kleiner Bube gethan hatte, als die Kaze mir meinen Kanarienvogel zerriß und ich daran die Schuld tragen sollte.

Damals — ich weiß es noch, als ob es gestern gewesen wäre — lebte ich des Glaubens, daß es keine bittereren Thränen auf der Welt geben könne, und wer kann sagen, ob ich nicht recht gehabt habe? Denn der Schmerz eines Kindes ist in seiner Art nicht weniger heftig als der eines Mannes, und die Last nicht größer als der Rücken, für den sie gedirmt (bestimmt) worden ist.

Jetzt freilich hat mich niemand einer Schuld geziehen; aber der Mensch ist eben von Fleisch und Blut, und „die Liebe blüht nur einmal, so innig und wahr“, wie die Mädchen neuerdings auf der Gasse singen.

Als ich mich dann wieder aufraffte, nachdem ich — wer weiß wie lange — auf der kalten Erde gelegen hatte, war ich von der Nachtkühle völlig steif und wie an allen Gliedern zerschunden und zerschlagen, als ob ich in den wenigen Stunden zum alten Manne geworden wäre.

Im Osten aber begann sich allbereits der Himmel zu röten, und jetzt legte ich mir zum ersten Male die Frage

vor, was künftig aus mir werden solle und welchen Weg ich einschlagen müsse, um bis Pfingsten in der Heimat einzutreffen. Dabei stellte es sich freilich heraus, daß ich noch vollauf Zeit hatte, um die ganze Reise gemächlich zu Fuß zurücklegen zu können. Aber wie viel leichter ist es doch, voll froher, ungebrochener Jugendhoffnung der unbekanntten Ferne zuzuwandern, als fort von einem Glücke, wofür sich zeitlebens kein Ersatz mehr finden läßt. Beim ersten fühlt man sich getragen, wie von Engelsflügeln, beim andern glaubt man Ketten an den Gliedern und eine schwere Kugel am Beine zu haben, wie die Galeerenflaven, von denen ich einmal in der Zeitung gelesen habe.

Warum also nicht lieber den Lauf des Flusses bis zu seiner Mündung in den Rhein verfolgen und dann zu Schiff aufwärts bis nach Mannheim fahren, zumal von den hundert Gulden, die meine Leute mir als Zehrpennig mitgegeben hatten, noch mehr als die Hälfte in meiner Tasche war!

Es war ein guter Gedanke zur rechten Zeit gewesen, und kaum gedacht, bin ich sofort auch zu dessen Ausführung — das heißt stromabwärts geschritten und habe danach auf einem Rheinfachtschiff einen Platz genommen.

Von dem aber, was mir auf dieser Reise zugestoßen ist, habe ich nur wenig im Gedächtnis behalten; denn mir war so trüb und verworren zu Mute, daß ich weder von den Wandergenossen, noch von den Städten, an denen wir vorübergekommen sind, sonderlich viel vermerkt habe, nicht einmal von dem goldenen Mainz, was allein mich seither ein bißchen geärgert hat.

Unser Schiff hat nämlich über einen Tag dort Halt gemacht, und jedermann ist in die Stadt gezogen, um die Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Vor-

mals wäre ich viele Meilen weit über Hecken und Stauden, Dornen und Disteln, Stock und Stein gelaufen, um eine einzige jener Herrlichkeiten zu sehen und jetzt diese entsetzliche Gleichgiltigkeit! Wie doch die Liebe einen Menschen so verändern kann!

Hier im Dorfe freilich geahnte sich jedermann, als ob noch alles beim Alten wäre, und von dem Wurm, der mir am Herzen nagte, hat keines eine Ahnung gehabt. Wirst Dich noch erinnern, Christine, was für ein Gespränge und Gethue das war, und wie man es kaum erwarten konnte, bis ich mich zum Altare führen oder vielmehr schleppen ließ; denn zu thun hatte ich weiter nichts dabei, als ja! zu sagen. Mich wundert noch heute, daß ein Mädchen mich in jenem Zustande zum Manne nehmen mochte."

Der Tausendkünstler war während der letzten Worte aufgestanden.

"Wie man nur auf einmal so ins Schwagen geraten kann", sagte er, die mageren steifen Glieder reckend, "ich würde es wahrhaftig nicht für möglich gehalten haben, daß mir das Herz einmal derart über die Lippen springen könnte. Es pflegt dies manchmal ein Wahrzeichen zu sein, daß es in Bälde mit einem zu Ende geht. Noch nicht einmal ein Sechziger? Hast recht, Christine! Dessenungeachtet aber so mürbe und wurmstichig, wie mein Vater es nicht mit Achtzig gewesen ist. Die langlebige Art thut's nicht allein, man muß auch im Gemüthe danach veranlagt sein; und manch eine stramme Eiche ist schon in der Blüte vom Sturme geschüttelt worden, daß es im Herbst nur eines Windstoßes bedarf, um sie zu Boden zu werfen. Solch ein Baum bin ich selber, und der Windstoß wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. Man hat so seine Ahnungen."

„Und habt Ihr nie wieder etwas von eueren Wehklarer Freunden gehört?“ schaltete ich hastig ein, als meine Mutter das Wort nehmen wollte. Es that mir in der Seele weh, daß die Geschichte hier ein Ende haben sollte, und Menschen, die sich so heiß geliebt, auf diese Weise auseinander gehen können, ohne sich jemals wieder ein Lebenszeichen zu geben.

„Woher sollt's kommen?“ entgegnete der Tausendkünstler, indem er sich mit dem baumwollenen Taschentuch die Kleider abklopfte; denn es hatten sich einige dürre Reifigzweige daran festgeklammert. „Zu uns verlaufen sich wenig Handwerksburschen; denn die ziehen jetzt den Eisenbahnlilien nach. Und Viehhändler gehen auch nicht soweit ins Hessische hinein; für die pflügt der Main noch immer als Grenze zu gelten. Und was wäre auch ein Gruß, wenn man sich nicht sehen und die Hand reichen kann? Freilich, ob sie noch lebt, die Marie, das hätte ich früher gerne erfahren mögen; jetzt aber ist mir auch diese Ungewißheit vom Herzen genommen, denn, setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu, gegen heurige Weihnacht ist sie mir ins Jenseits vorangegangen, obschon ich an dergleichen bis dahin keinen rechten Glauben verspürt habe. „Ja, ja,“ setzte er mit weltentrücktem Blicke hinzu, als wir ihn fragend von der Seite betrachteten, „ganz anders sah sie aus, als vormals, wenn sie in meinen Träumen zu mir kam. Sie war mit einem schneeweißen Kleide angethan, und an der Brust trug sie einen Rosmarinstrauß mit weißen Lilien. Als ich aber auf sie zugehe und meine Arme nach ihr ausbreite, ist sie mir unter den Händen entschwebt, wie eine Nebelwolke. — Es war wohl ihre Todesstunde.“

Er sagte es voll ordentlicher Heiterkeit, und ein Strahl der Verklärung durchleuchtete sein wehmutsvolles Angesicht. Ich vermochte es nicht zu fassen, daß der gescheiteste Mann



im Dorfe von einem Traumbild als von einer Sache der Wirklichkeit sprechen konnte.

Als der Tausendkünstler sich von uns verabschiedet hatte, saß ich noch lange darauf in tiefes Sinnen verloren, und auch meine Mutter schien nicht zum Sprechen aufgelegt zu sein.

Doch gemahnte die sinkende Sonne uns bald der späten Nachmittagsstunde, und wir erhoben uns gleichzeitig, um langsam den Heimweg anzutreten. Keines hatte bis dahin einen Laut von sich gegeben, so stark wirkte der Eindruck des Gehörten in unseren Gemüthern nach.

Ich weiß nun freilich nicht, ob der Tausendkünstler alles wortgetreu in der Weise berichtet hat, wie ich es hier zu geben suchte, oder ob ich einiges aus meinem Eigenen hinzugethan habe. Dessen aber bin ich mehr als gewiß, daß ich dem Sinn des Erzählten keinen Abbruch gethan habe, wenn auch die Worte und Sätze, deren er sich bediente, etwas anders. gewesen sein mögen.

Dabei ist noch zu vermerken, daß die edle Marie, deren geistiges Wesen ich auf immer meinem Gedächtnis eingeprägt hatte, um die Weihnachtszeit in der That zur ewigen Ruhe eingegangen war. So erfuhren wir nämlich im Verlaufe des Sommers, und zwar durch Mariens eigenen Sohn, der wunderbarer Weise dem Jugendfreunde seiner Mutter die Todesnachricht selber brachte.

Wie ein Lauffeuer hat sich dies merkwürdige Ereignis noch am gleichen Abend im Dorf verbreitet, und alles kam zusammen, um den feinen jungen Mann zu sehen.

Er hatte blondes Lockenhaar, treuherzige blaue Augen und eine zarte, weiße Gesichtsfarbe.

„Genau wie seine Mutter!“ soll der ganz närrisch gewordene Tausendkünstler ein über das andere Mal gerufen und darauf den fremden Jüngling tüchtig abgeküßt haben, was doch ganz und gar bei Bauersleuten nicht der Fall zu sein pflegt.

So mochte auch das dicke Bäbele gedacht haben, als sie sich an jenem Abend ganz still in die obere Stube zurückzog; und es soll sie auch niemand vermisst und herabgeholt haben.

Bis mitten in die Nacht hinein ist der Tausendkünstler bei dem jungen Manne sitzen geblieben, und was sie sich zu sagen hatten, haben sich am folgenden Tage, der ein Sonntag war, die Kinder auf der Gasse und die Leute über die Zäune zugerufen: „Der Tausendkünstler hat vom Großherzog von Hessen eine goldene Medaille in einem rotsamtenen Schächtelchen geschickt bekommen!“ Es war aber — wie ich nachher von dem Betreffenden selbst erfuhr — vom Vorstande der gewerblichen Kunstausstellung in der preussischen Landeshauptstadt. Den Buben wollte es eben gar nicht zu Sinne, daß man ganz von dem Gebiete des einen Herrn umgeben sein und dennoch einem anderen zugehören könne. Indessen ist durch diese irrtümliche Auffassung der Hauptsache kein Abbruch geschehen, und die war, daß der Tausendkünstler in der That auf obige Weise ausgezeichnet wurde.

Und als ihm der junge Mann das goldene Prachtstück um den Hals gehängt hat, da soll er vor freudigem Schrecken blaß und rot geworden sein und dann wie ein Kind geweint und geschluchzt haben, daß sein ehemaliger Aufenthalt in Weklar trotz allem eine Spur zurückgelassen hatte: ein Wunderwerk von einem Spinnrade.

Ich habe mir das alles nachträglich vom Tausend-

künstler selbst bestätigen lassen; denn so lange der junge Mann im Hause war — vom Samstag Abend bis Montag Morgen — bin ich in schicklicher Entfernung verblieben.

Es war aber zur Zeit der Roggenernte, und so mußte ich noch fast eine Woche — nämlich bis zum folgenden Sonntag — warten, bis ich dem lieben alten Manne in gebührender Form meinen Glückwunsch darbringen konnte.

Der Tausendkünstler saß im Großvaterstuhle am Ofen, während draußen der goldene Abendsonnenschein auf dem mächtigen Birnbaum lag, durch dessen Äste die nach dem Hof gelegenen Fenster völlig beschattet wurden.

Die stattlich herangewachsenen Buben mit den gutmütigen Gesichtern saßen hinter dem Tische und löffelten ihr Nachtmahl aus einer tiefen Suppenschüssel — eine dicke, frische Sauermilch mit eingebrocktem Schwarzbrot.

„Ein Goldstück im Werte von mehr als dreißig Gulden für ein Spinnrad“, sagte lachend der jüngste, nachdem er sich den Mund mit dem Zipfel des rauhwerklenen Tischtuchs gewischt hatte. „Wenn doch der Vater all sein Lebenlang nichts als Spinnräder gemacht hätte! Möchte nur wissen, ob der Adelsberger Goldschmied es gegen bare Kronenthaler umtauschen würde!“

„Daß er ein Narr wäre!“ brummte der älteste, der in seinem leiblichen Wesen dem Vater ähnelte, wie der andere der Mutter. „Wer weiß denn, ob das Gold auch gut und echt ist? Und gesetzt es wäre so, beim Umtausch kommt doch allein nur das Gewicht und nicht das Bildchen darauf in Betracht.“

Armer Tausendkünstler! Sie sahen nichts, als die materielle Außenseite; von der ihrem Vater widerfahrenen Ehre und Herzerquickung konnten sie keine Ahnung haben.

Traurig setzte ich mich auf die schmale Bank, die rings um die Wände lief, und wartete still, bis die Söhne die großen Blechlöffel niedergelegt und schweren Schrittes die Stube verlassen hatten. Dann erst gab ich dem Tausendkünstler mein Befremden kund, daß ihm die erhaltene Auszeichnung so spät erst zuteil geworden war.

„Ja, siehst Du“, versetzte er mit beseligtem Gesichtsausdruck, „die Marie hat mein Hochzeitsgeschenk zu wert gehalten, um es viel vor den Leuten sehen lassen zu wollen und davon ein Gerede zu veranlassen. Wie ein Heiligtum hat sie es in der Truhe verwahrt und nur an Sonn- und Feiertagen einmal herausgenommen und daran auf einige Stunden ihren Sinn erquickt. Erst als sie kränklich geworden war und vor Schwäche sich kaum mehr aus dem Hause bewegen konnte, hat sie endlich darein gewilligt, daß man es dauernd in ihrer Schlafstube aufstellte.“

Und so habe sie Tage lang im Bette sitzen und sich mit dem Holzgeräte besprechen können, als ob es Leben und Seele gehabt hätte. „Und wer weiß auch“, setzte er leiser hinzu, „ob nicht etwas von meinem inneren Wesen daran hängen geblieben ist?“

Das Pfeischen, dessen Genuß sich der Tausendkünstler erst in den letzten Jahren erlaubt hatte, war ihm inzwischen ausgegangen; er beachtete es nicht. Das Bäbele kam in die Stube, um den Tisch abzuräumen; er starrte über sie hin, als ob sie eitel Luft gewesen wäre. „Hanjörg, machs Thürle zu!“ rief der uralte Staar unter der Ofenbank hervor; der Tausendkünstler fuhr sich mit der Hand über die Augen, als ob er sich besinnen müsse, ob er wache oder träume.

„Und der Wilhelm?“, warf ich endlich dazwischen, um ihm wieder auf die rechte Spur zu helfen.

„Ach, richtig, der Wilhelm!“ entgegnete er, wie zu sich selber kommend, „der ist schon im elften Jahre seines Ehestandes mit Tod abgegangen, während sein einziges Söhnlein, Georg — wie man ihn mir zu Liebe genannt hat — noch in der Wiege lag. Und obwohl die Marie damals noch eine recht stattliche Witfrau war, und viele Bewerber hatte, wie ich mir leichtlich vorstellen kann, so hat sie doch von keiner zweiten Ehe hören mögen, sondern vorgezogen, mit Gesellen und Lehrbuben zu wirtschaften, bis der Georg sich an die Spitze des ausgebreiteten Geschäftes stellen konnte.“

Ein gar prächtiger Junge, dies! Doch wird er mir wohl ein bißchen geschmeichelt haben, als er behauptete, aus den Erzählungen der Mutter sich von mir eine viel deutlichere Vorstellung als von seinem Vater gebildet zu haben! So sei schon frühe der Wunsch in ihm lebendig geworden, einst das zu vollbringen, was zu erreichen ich mich vergeblich gesehnt und angestrengt habe. Ein Forscher oder Künstler wollte er werden von Kindesbeinen an; doch seien die Mittel der Mutter zu spärlich gewesen, um ihn auf eine polytechnische Schule zu thun. Auch habe ihre wachsende Kränklichkeit ihn verhindert, sein stilles Sehnen an den Tag zu legen. Erst als die Mutter hinübergegangen und er gänzlich auf sich selber angewiesen war, ist der alte Trieb nach voller Entwicklung seiner Fähigkeiten wieder mit aller Gewalt in ihm hervorgebrochen. Indessen sind die ausstehenden Gelder kaum hinreichend gewesen, die Schulden zu tilgen, die sich durch der Mutter langes Siechtum auf eine beträchtliche Summe beliefen. Und obgleich er nun seit dem letzten Herbste seine Mündigkeit erreicht hatte und frei über das ihm zugefallene Haus verfügen konnte, so wollte er sich doch nie und nimmer zu einer Veräußerung desselben entschließen.

Dagegen mußte die ganze Einrichtung der Werkstatt, sowie der größte Teil des Hausgerätes zu Geld gemacht werden. Nur von dem Spinnrade — dem teuersten Erbstück seiner Mutter — habe er sich nicht trennen können, bis — ja, bis eben ein genannter reicher Graf, dessen Name ich nicht behalten habe, nach Wehlar kam, um ihm die Summe von fünfhundert preußischen Thalern dafür zu bieten.

Und da sei es mit längerem Widerstande vorbei gewesen, zumal er in seinem Innern die Gewißheit verspürte, daß die Mutter selber ihn zur Annahme gedrängt hätte, schon zu Ehren des fernen Jugendfreundes, dessen Werk nun den ihm längst gebührenden Platz bekommen sollte.

Es klingt wie Auffschneiderei und muß dennoch gesagt werden, daß das Rad dann mehrere Wochen in Wehlar ausgestellt wurde, wo jedermann es ansehen konnte. Von nah und fern seien die Leute zusammengelaufen, sündemalen das Gerücht verbreitet wurde, der Graf habe die Absicht, das Kaufstück auf die Kunstausstellung nach Berlin zu schicken.

Dies hat dann im Juni auch wirklich stattgefunden, und von dorthier ist mir die Medaille zugekommen. Vorher hatte man bei unserem Oberamte Erkundigungen eingezogen, ob ein Hanjörg Zimmermann aus Oberheimerthal noch am Leben und an seinem Geburtsort wohnhaft wäre. Und als dies bestätigt wurde, hat der brave Georg sich von dem Grafen die Erlaubnis auswirken lassen, mir die Medaille selber überbringen zu dürfen, da er auf dem Wege nach Karlsruhe ist, wo er zum Oktober das Polytechnikum beziehen will. Vorher aber will er eine Fußreise durch den ganzen Schwarzwald nach der Schweiz machen, daher auch seine große Eilfertigkeit; doch was hätte auch unsereins während der Erntezeit zu seiner Unterhaltung thun können?

Aber daß ich in meinem Alter noch das Glück erleben soll — und er griff sich an den Kopf, als ob er die Seligkeit noch immer nicht zu fassen vermöchte —, dem einzigen Sohne der Marie die Mittel zur weiteren Ausbildung verschafft zu haben, das ist mehr, als ich mir jemals habe träumen lassen, und genug, um mich für ein langes, entsagungsvolles Leben zu entschädigen!

Wer weiß, ob er diesen Bildungstrieb verspürt hätte, wenn er mein leibliches Kind gewesen wäre; denn es pflegt in diesen Dingen meistens auf die Mutter anzukommen, und jedenfalls ist es Marie, die ihm das herzzgewinnende, feine Wesen und die lernbegierige Seele eingehaucht hat. Möge sie im Frieden ruhen! Ich habe ja nun dennoch nicht vergeblich gelebt.“

So der Tausendkünstler. Es mochte seine letzte zusammenhängende Rede gewesen sein; sprach er doch von da an mehr zu sich selber, als zu denen, die ihm am nächsten waren.

„Ja, ja, Marie! ich werde nun auch bald meinen Feierabend machen,“ murmelte er einmal vor sich hin, als er sich auf einem steilen Bergansteige zu verschmaufen suchte. Und zu mir gewendet, fuhr er fort: „Die Gicht zwickt mich schon an allen Gliedern. Es muß von jener Abschiedsnacht in Wehlar herrühren, wo ich stundenlang im nassen Gras gelegen bin. Ja, ja, es werden wohl mehrere Stunden gewesen sein! Indes, was thut's? Der Tod muß einen Anfang haben und wenn's am großen Beh wäre.“

So ruhig und gefaßt sah er ihn herannahen, den großen Tröster für alle Leibes- und Seelengebreusten, und zuweilen bemerkte man an dem alten Manne eine Heiterkeit, deren man ihn in jungen Jahren gar nicht fähig gehalten hätte.

„Ganz natürlich“, bemerkte er einmal, als ich ihm über diese Verwandlung mein Erstaunen bezeugte, „wenn man am frühen Vormittag ein großes, reiches Fruchtfeld vor sich hat, kann's leichtlich sein, daß man den Kopf hängen läßt, besonders wenn man vom vorigen Tage noch Rückenweh verspürt. Ist der Acker aber abgeschritten, so vergißt man der Schmerzen und freut sich des Feierabends. Und das thut man auch am Ende des Lebens, wenn man sein Tagewerk in Treuen und Ehren vollbracht hat.“

Wohl ihm, daß er diese Gewißheit hatte; denn ehe es wieder Ernte wurde, war auch der Tausendkünstler zur ewigen Ruhe eingegangen.

Die goldene Medaille aber ist in der That noch an den Goldschmied verkauft und von demselben als echtestes Metall erprobt worden. Ich habe vergessen, was er dafür gegeben hat; besonders viel wird's nicht gewesen sein. In- dessen habe ich seither auch anderwärts zu meinem Leidwesen erfahren, daß die Söhne bedeutender und merkwürdiger Männer das ihnen vom Vater zugefallene Ehrenerbe nur selten zu schätzen wissen.





## Der Sterngucker.



Da man wohl von Mutterwitz, doch nie von Vaterwitz zu sprechen pflegt, so wunderte sich eigentlich auch niemand, daß die Kinder des gescheiten „Sternguckers“ zu den beschränktesten Köpfen des Dorfes gehörten. Sie schlugen in diesem Punkte ihrer Mutter nach, zu welcher der Sterngucker einen merkwürdigen Gegensatz bildete. — Nicht allein als Knabe, sondern bis in seine reifsten Mannesjahre befundete er eine ungewöhnliche Lernbegier, die ihm denn auch seinen Übernamen „der Sterngucker“ eingebracht hatte. Nebst den mancherlei Büchern zum Selbstunterricht hatte er sich nämlich auch ein Fernrohr angeschafft — mit schweren Kosten und nach vielerlei Nachfragen in der Amtsstadt, brieflichen und mündlichen. —

Und in manch einer sternhellen Nacht, zur Sommers- und zur Winterszeit, sah man dann den Sterngucker mit seinem Fernrohr am Gartenzaune oder auf der hinter demselben gelegenen Wiese stehen, unbekümmert um die halb neugierigen, halb spöttischen Bemerkungen der Vorübergehenden.

Auch seine Frau, das Kätherle, vermochte ihn von seinem absonderlichen Treiben nicht abzubringen. Wenn sie ihm vorhielt, daß man für das viele Geld, das in seinen Büchern und in seinem Fernrohr steckte, gar wohl einen Krautgarten, vielleicht sogar einen Acker hätte kaufen können, da wußte

er ihr bei Heller und Pfennig vorzurechnen, daß das Schnupfen oder Rauchen manch anderen Mannes am Ende eben so viel, wo nicht noch mehr zu kosten pflege. Dazu sei das letztere ein Vergnügen, das sozusagen in den Wind geblasen werde und nichts als Schmutz und Asche zurücklasse, während seine Bücher stets an Ort und Stelle und ein immerwährender Hausschatz blieben.

In dieser zuversichtlichen Voraussetzung aber sollte der Sterngucker sich verrechnet haben.

Das Kätherle starb vor der Zeit und so plötzlich, daß der Sterngucker sich nur schwer in diese unerwartete Thatsache finden konnte. Denn war die Frau auch ohne alles Verständnis für ihres Mannes Wißbegierde gewesen, so liebte sie ihn trotzdem genug, um seine Bücher, die ihm von allem Hausrat das Liebste waren, in gehörigen Ehren zu halten.

Die Schwiegertochter des Sternguckers aber, die sich schon vor dem Tode ihrer Schwiegermutter das Regiment im Hause angemacht hatte, bewies dem Alten weder Zuneigung noch Ehrerbietung. Und wie dies so zu gehen pflegt, betrachtete sie bereits alles in Haus und Flur als ihr alleiniges Eigentum und suchte oft im stillen auszurechnen, wie viel aus den ihr verhaßten Büchern wohl zu lösen sein möchte. Denn daß sie alle zwölf bis fünfzehn Stücke gleich nach dem Ableben des Alten verkaufen würde, war bei ihr längst schon eine beschlossene Sache.

Auch ihre Kinder pflegten keinerlei Wißbegierde betreffs des Bücherbrettes ihres Großvaters zu zeigen. Und als er dem ältesten Buben auf seinen zehnten Geburtstag den Robinson Crusoe geschenkt hatte, fragte der kleine Fritz, ohne eine besondere Freude zu bezeigen, nach dem Preise des Buches. Der Großvater bedeutete ihm dieses als unschicklich, und der

Bube schlich sich mißmutig von dannen. Der Sterngucker aber sah und hörte nie wieder etwas von dem merkwürdigen Bube, und er gedachte mit tiefer Wehmut, welch' einen Himmel auf Erden ein derartiges Geschenk ihm in der Knabenzeit bereitet hätte, wosfern es ihm zugänglich gewesen wäre. —

Und je älter der Sterngucker wurde, desto einsamer fühlte er sich in seinem eigenen Hause, desto wehmütiger blickte er auf seinen schön und stark gebundenen Kosmos, dem Lebenswerke eines großen Forschers, dessen Namen „Alexander von Humboldt“ er seinem Enkel vergeblich einzuprägen suchte. Denn der kleine Fritz war schließlich die einzige Gesellschaft des mehr als Siebzigjährigen, der zu Feldarbeiten und schweren Hausgeschäften nicht mehr stark genug war. —

„Nur verschleudern sollen sie meine Bücher nicht“, seufzte er manchmal im stillen, „lieber noch sie mir ins Grab mitgeben, wenn sie sonst nichts damit anzufangen wissen.“

Allein je näher es dem Ende zuing, desto unverhüllter zeigte sich ihm die unschöne und lieblose Gesinnung seiner Schwiegertochter, und es war ihm kein Hehl, daß sein Sohn, der gutmütige Martin, wenig oder nichts mehr im Hause zu sagen hatte.

„Sieh', Fritz!“ sagte der Sterngucker einmal zwischen Tag und Dunkel zu dem kleinen Buben, und seine Stimme klang so weich, als ob sie von heimlichen Thränen zitterte, „wenn ich einmal nicht mehr am Leben bin, so thue mir die e i n e Liebe und halte meine Bücher in Ehren, wenn du auch jetzt keine Lust am Lesen hast. Wenn du aber ein Mann geworden bist und einmal die Bücher zur Hand nimmst, um daraus den Geist und den Sinn deines Großvaters kennen zu lernen, so soll es dein Schaden nicht sein, und besonders Alexander von Humboldt wird dir Glück bringen.“

Der Knabe, von dem ernstern, wehmütigen Tone der Rede befangen gemacht, stammelte etwas, das wie ein Versprechen gelten konnte. Er hörte nicht das leise, höhnische Lachen aus der Kammer und wußte nicht, daß seine Mutter sich auf den Behen von der Küche aus hinein geschlichen hatte, da die gedämpfte Rede des sonst laut und kräftig Sprechenden alten Mannes ihr verdächtig vorgekommen war.

„Ein Narr müßte ich sein,“ flüsterte sie dann, wieder an ihren Herd zurückkehrend, „wenn ich dem Buben dergleichen Mücken in den Kopf setzen ließe. Aus dem Hause muß der Kram, sobald die Inventur stattgefunden hat, und wenn ich nicht mehr als einen Bagen für das Stück bekommen sollte. —“

Und als der Sterngucker auf dem Totenbette lag und nicht mehr reden und deuten konnte, da hingen seine brechenden Augen noch sehnsüchtig an dem Bücherbrett über der Truhe und wanderten dann zu der Schwiegertochter, die allein in der Sterbestube anwesend war. Allein das gefühlstumpfe Weib achtete nicht auf die stumme Bitte; sie dachte an nichts, als wie viel Geld wohl der Schwäher noch in seiner Truhe hätte, und wie sie es am besten auf die Seite schaffen könnte, ehe die auswärts verheirateten Geschwister ihres Mannes dazwischen kämen. —

Sie hatte mit dem Öffnen der Truhe auch Erfolg gehabt; allein es war bei weitem nicht so viel, als sie erhofft und errechnet hatte, obgleich der Alte gegen Ende seines Lebens immer sparsamer geworden war und selbst das Zeitunglesen aufgegeben hatte.

Als dann das „Gericht“ kam, um den Nachlaß des Verstorbenen aufzunehmen, da waren die Bücher auch schon zur Seite geschafft, und niemand fiel es ein, danach zu fragen;

denn in einem Bauernhause wird dergleichen für wertloses Gerümpel gehalten.

In der That hatte die Schwiegertochter des Stern-  
guckers auch nicht mehr als einen Sechser für das Stück be-  
kommen und sich gerne damit zufrieden gegeben; denn wenn  
der Käufer auch der ärmste Knabe im Dorfe war, so wußte  
die Bäuerin doch nur zu gut, daß die Reichen ihr nicht die  
Hälfte gegeben hätten. Hatte doch selbst der Kaufmann ihr nur  
einen halben Kreuzer das Pfund geboten, nicht um die Bücher  
zu lesen, sondern um Käse und Heringe hinein zu wickeln!

Da war der lahme Gottlieble doch ein besserer Käufer;  
denn so arm er war, hatte er doch gar nicht am Preise ge-  
gehandelt, obgleich er dafür, wie er sagte, ein halbes Jahr  
Steine geklopft hatte. — Als er aber seinen schwer erworbenen  
Schatz in einen Korb gepackt hatte und denselben keuchend  
nach Hause trug, da glaubte er die ganze Welt zu besitzen.  
Und so war es auch; heißt doch „Kosmos“ die Lehre vom  
Weltall, von allem, was am Himmel und auf Erden ist, von  
allen sichtbaren und unsichtbaren Sternen und den ewigen  
Gesetzen, nach denen sie sich bewegen.

Der lahme Gottlieb aber war nicht viel älter als der  
kleine Fritz, des Sternguckers Enkel, der gleichgiltig dabei  
gestanden und zugehört hatte, als seine Mutter die Bücher  
eines ums andere aus der Truhe nahm und in den Korb legte.

Gottliebs Mutter, eines armen Tagelöhners Witwe,  
traten die Thränen in die Augen, als sie den Hergang hörte.  
„Du bist aber noch zu jung, um solch schwere Sachen lesen  
zu können,“ sagte sie dann „Ich will sie fortlegen, bis du  
aus der Christenlehre bist; weiß ich doch ohnedem nicht, was  
der Pfarrer dazu sagen würde, daß wir uns eine derartige  
Ausgabe gemacht haben.“

„Was sollte er sagen,“ entgegnete zuversichtlich der kleine Gottlieb, „als was er immer behauptet hat: es sei schade, daß ich keine Stimme zum Singen habe, denn sonst könnte ich Schullehrer werden. Ich will aber kein Schullehrer werden und auch kein Pfarrer, selbst wenn wir das Geld zum Studieren aufstreiben könnten.“

„So, nicht einmal Pfarrer, und was denn sonst, wenn man fragen darf?“ sagte die Mutter und um die Lippen der kleinen feinen Frau, die nichts weniger als wie eine arme Tagelöhnersfrau aussah, spielte ein halb wehmütiges, halb schalkhaftes Lächeln.

„Ja, Mütterle, das weiß ich selber noch nicht,“ entgegnete Gottlieb mit ernsthafter Miene. „Vielleicht, daß ich es aus diesen Büchern erfahren kann; denn siehst du, es ist auch ein Wörterbuch darunter mit einer Erklärung alles dessen, was unser eines nicht verstehen kann.“

„Ja, in der That!“ entgegnete Frau Christine, das Buch in die Hand nehmend. „Wie nur der alte Bachert auf all' dergleichen kommen konnte? Gewiß hat er sich die Titel aus der Zeitung abgeschrieben — dem Mannheimer Journal oder dem Schwarzwälder Boten.“ — Und sie seufzte in der Erinnerung an all' das dunkle Sehnen nach Wissen und Erkennen, für welches sie ihr Leben lang keinen Ausdruck und keine Nahrung gefunden hatte.

„So thue denn, was du nicht lassen kannst,“ sagte sie dann ernst. „Nur um eines bitte ich dich aufs herzlichste, schone deine Augen, und lies nicht zwischen Licht und Dunkel und auch nicht an Wochentagen; denn wo sollten wir sonst das Brot hernehmen, das wir nicht wachsen haben, sondern uns erst schwer verdienen müssen!“

Der Gottlieb versprach, den Lehren seiner heißgeliebten Mutter Rechnung zu tragen; doch, wie es so zu gehen pflegt, wurden seine guten Vorsätze bald durch den mächtigen Drang seines Innern über den Haufen geworfen. Er las und las, und in wenigen Monaten war er schon bis zum vierten Bande des Kosmos gekommen. Mit Hilfe seines Wörterbuches glaubte er auch das Meiste so ziemlich verstanden zu haben. —

Einmal aber — an einem schönen Sonntagmorgen im Juni — er hatte gerade eine Seite umgeschlagen — da stockte und stutzte er, las zurück, las wieder vorwärts, wischte sich die Augen aus, faßte sich an den Kopf und konnte dessenungeachtet immer noch keinen Sinn aus dem Gelesenen herausbringen: „Kaum ein halbes Jahrhundert nach Magellans Erdumsegelung beginnt Tycho's bewunderungswürdige Arbeit über die Position der Fixsterne, an Genauigkeit alles übertreffend — —“. So las er unten auf der Seite, und dann umschlagend auf der nächsten: „Seit dem Zeitpunkte, wo Morin und Gascogne Fernröhre mit den messenden Instrumenten verbinden lehrten — —“

Er las es noch einmal, vorwärts und rückwärts, und bemerkte dann, daß die Seitenzahl zwei Blätter übersprungen hatte, ohne daß etwas herausgerissen zu sein schien. — Und bei genauerer Prüfung entdeckte er, daß das Blatt von besonderer Dicke war und thatsächlich aus zwei so sauber und kunstvoll zusammengeklebten Blättern bestand, daß Gottlieb sie nicht zu trennen vermochte.

„Thu' die Enden in laues Wasser!“ riet die Mutter, die von der Küche hereingekommen war und dem Hergang aufmerksam zugeesehen hatte.

Und nach längerem sorgfältigen Bemühen gelang es dem Knaben, die Blätter auseinander zu legen, ohne daß

etwas zerrissen worden wäre. Es waren jedoch nicht zwei, sondern drei Blätter; denn in der Mitte lag noch ein Blatt aus feinstem Postpapier, und darauf stand mit klaren, leserlichen Buchstaben das Folgende:

„Wer Du auch sein magst, der diese Schrift entdeckt — Du bist sicherlich meines Geistes und meiner Denkungsart, wenn auch nicht meines Blutes; denn ein anderer würde sich schwerlich die Mühe genommen haben, ein so ernstes Werk bis zum vierten Bande zu lesen und vorsichtig die Blätter zu teilen, als diesen meinen letzten Willen zu finden. — Gehe denn auf meinen Acker am Breiten Gewende, und an dem Buchbaum zunächst dem Waldgraben wirst Du zwischen den unteren Ästen eine Öffnung finden. Greife hinein und nimm heraus, was Dir zwischen die Finger kommt! Es sind hundert blanke Preußenthaler, mit denen Du in meinem Sinne schalten sollst — zum Ankaufe neuer Bücher oder für Zeitungen und Zeitschriften; denn daß Du außerdem noch meine Bücher Zeit Deines Lebens in Ehren halten wirst, versteht sich von selbst, nachdem Du Dich derselben schon zuvor so treulich angenommen hast.

Peter Bachert, der Sterngucker.“

Dem lahmen Gottlieble wäre vor Schrecken und Überraschung fast das Buch aus der Hand gefallen; denn ihm war, als ob der alte Mann aus dem Grabe zu ihm geredet hätte. — Und da es ein Sonntag war, machte er sich auch allsogleich auf den Weg nach dem Breiten Gewende und fand den bezeichneten Buchbaum mit dem Astloche — und darin einen zwilchenen Beutel mit harten Thalern — einhundert Stücke, wohlgezählt. —

Doch wenn er den letzten Willen des alten Mannes auch soweit in Ausführung gebracht hatte, so war ihm gleich-



wohl, als ob er kein Anrecht auf das Geld besäße. Denn die erbrechtlichen Vorstellungen der Dorfleute vom absoluten Recht der nächsten Anverwandten — was immer sie an dem Verstorbenen auch gesündigt haben mochten — waren bei ihm so mächtig, wie bei den reichsten Bauernkindern.

Auch Frau Christine vermochte sich bei all' ihrer Armut nicht des Schazes zu freuen. Sie that den Beutel in die Truhe, ohne nachzuzählen, damit die Versuchung, wenn auch nicht sich selbst, so doch ihrem Sohne das Geld zuzueignen, keine Gewalt über sie bekomme. Als sie trotzdem aber die Gedanken, was sich mit dem Schaze nicht alles bewerkstelligen ließe, nicht aus dem Sinn schlagen konnte, entschloß sie sich kurz, in ihrer Seelennot den Pfarrer anzugehen und ihm getreulich zu berichten, wie sie zu des Sternguckers Testament und Geld gekommen seien. —

Der Pfarrer aber war einer von den neumodischen, die ihr geistliches Amt ganz nach weltlicher Art verwalten, der Gemeinde gegenüber immer nur thun, was vorgeschrieben ist — und darüber keinen Schritt; dagegen aber voll reichster Sorge für seine Einkünfte, besonders seit er in schon vorgeschrittenem Alter sich eine zweite Frau genommen hatte, deren hoffärtiges Wesen vollends jede Brücke zwischen Pfarrhaus und Bauernhäusern abgebrochen hatte.

Aber der Pfarrer war ja auch nicht wegen geistlichen Zuspruchs angegangen worden, dessen Frau Christine nicht bedürftig war, sondern nur um Rats mit ihm zu pflegen, was mit dem Gelde geschehen sollte; denn je mehr sie der Sache nachdachte, um so unerschütterlicher wurde ihr Entschluß, sich keinen Heller davon anzueignen, auch wenn das weltliche Recht ihr das Ganze zuerkannt hätte. Indessen sollten die Verwandten des Sternguckers eben so wenig das Geld be-

kommen; denn der alte Mann hätte sich ja im Grabe umdrehen müssen, wenn auch diese seine letztwillige Verfügung so wenig wie alle früheren respektiert worden wäre. —

Und all' diese Gedanken und Empfindungen, die klaren sowohl als die verworrenen, theilte die arme Tagelöhnerwitwe dem Pfarrer mit. War er doch trotz allem ein weltkundiger Mann; auch hatte er für sie und ihren Sohn stets ein besonderes Wohlwollen bezeigt, wenn solches in den letzten Jahren auch wenig mehr zum Ausdruck gelangt war. —

Nachdem der Pfarrer Frau Christinens Anliegen ruhig mit angehört hatte, that er seine lange Pfeife aus dem Munde, kraute sich ein paar Mal in den kurzgeschorenen Haaren und gab dann den Bescheid, er wolle am nächsten Sonntag nach dem Morgengottesdienst sich in Frau Christinens Wohnung verfügen, den Thatbestand in Augenschein nehmen und die Sache dann des weiteren erörtern; denn so ganz aus dem Ärmel vermöge er in einer so seltsamen Angelegenheit eben auch keine Entscheidung abzugeben. Bis dahin aber sollte keines von ihnen ein Wort verlauten lassen. —

Als der Pfarrer sich dann am Sonntag in das kleine Haus der Tagelöhnerin verfügte, kam ihm diese allbereits unter der Hausthüre entgegen, um ihn in die niedrige, aber reinlich gehaltene Stube zu geleiten. —

Auf dem dunkel gebohten Eichentische lagen die Bücher des Sternguckers und daneben der zwilchene Geldsack mit den klingenden Preußenthalern.

Der lahme Gottlieb aber stand zur Seite und blickte so trübe vor sich nieder, als fürchtete er, daß der geistliche Herr nicht allein nach dem Gelde, sondern auch nach den Büchern greifen würde, um sie in die weiten Taschen seines schwarzen Gewandes zu schieben.

Der Pfarrer aber streichelte dem Kleinen die braunen Locken klopfte ihm dann liebeich auf die Schulter, und nachdem er auf der schmalen Bank am Tische Platz genommen hatte, machte er die ängstlich Harrenden in wohlgesetzten Worten mit dem Ergebnis seiner angestregten Erwägungen bekannt:

Um dem Andenken des Verstorbenen am ehesten gerecht zu werden, meinte er, sollte man aus den Büchern sowohl als dem Gelde eine Stiftung machen und derselben den Namen des Peter Bachert geben. Die Bücher könnten in einem Schranke auf dem Pfarrhaus oder Rathaus aufbewahrt werden, zu welchem der Gottlieb jederzeit den Schlüssel haben sollte — gewissermaßen als Bibliothekar und Verwalter; denn wenn man die hundert Thaler auf sichere Zinsen anlegte und diese von Zeit zu Zeit zum Ankaufen neuer lehrreicher Bücher verwendete, so würde bereits in wenigen Jahren eine stattliche Anzahl zusammen kommen — zu Nutz und Frommen der heranwachsenden Jugend und aller, die eine Sehnsucht empfinden, über die engen Grenzen der heimischen Flur hinaus einen Blick ins große Weltgetriebe zu werfen, oder denselben nach oben, zu Sonne, Mond und Sternen zu erheben.

Was der Gottlieb aber an barem Geld für die Bücher bezahlt habe, solle ihm nach Fälligkeit der ersten Zinsen wieder ersetzt werden. Er könnte das Geld auf etwas anderes verwenden, und die damit erworbenen Bücher würden ihm gleichwohl zur Verfügung stehen, so oft er sich derselben bedienen wollte. — Und wenn sie beide — Mutter und Sohn — mit diesem Vorschlag einverstanden wären und ihn mit der Ausführung der Sache betrauen wollten, so würde er sofort die nötigen Schritte thun, um die Stiftung für

alle Zukunft rechtskräftig zu machen und das Schriftstück des Verewigten unter Glas und Rahmen im künftigen Bibliothekszimmer neben dem Schranke aufhängen zu lassen. — Zeitungen und Zeitschriften dürften in demselben auch nicht fehlen; denn es stehe zu hoffen, daß das gute Beispiel zur Nachahmung anfeuern werde, so daß nicht allein der Büchervorrat, sondern auch der Stiftungsfond mit der Zeit vergrößert und der Name „Peter Bachert“, des Sternguckers, nicht allein am Tage der Einweihung, sondern für alle Zeiten der Gemeinde zur Ehre und zum Segen gereichen werde. —

Ganz gegen seine sonstige, weltflug zurückhaltende Art hatte der geistliche Herr dies Alles aus einem so warmen und bewegten Herzen gesprochen, daß seinen beiden Zuhörern die Augen feucht geworden waren und der lahme Gottlieb so verklärt ins Weite blickte, als ob er sich plötzlich von allen Wirr- und Irrfahen einer hoffnungslos dunklen Geburt befreit fühlte und eine Ahnung in ihm aufdämmerte, daß das Schicksal ihn zu etwas mehr als einem Steinklopfer bestimmt haben könnte, und daß Mutterwitz oft ungleich besser als Vaterwitz wäre. —

„Ist dir recht geschehen,“ sagte der Sohn des Sternguckers am Abend des gleichen Tages zu seiner Ehehälfte, „warum hast du meinen Vater nicht in größeren Ehren gehalten!“

Das geizige Weib aber hat sich das Entgehen der hundert Thaler so zu Herzen genommen, daß sie sich's Tag und Nacht nicht aus dem Sinn schlagen konnte. An jeder saftigen Wiese, an jedem breit und eben gelegenen Ackerstück an welchem sie ihr Weg vorüberführte, seufzte sie bei dem Gedanken, daß hundert Thaler das Grundstück wohl gekauft

haben würden, und wer konnte wissen, ob es nicht früher oder später feil geworden wäre! —


Und da ihr bei solchen Grübeleien kein Bissen mehr schmecken und kein Schlaf sie mehr erquicken wollte, so magerte sie zusehends ab und bekam die Auszehrung, woran sie denn auch starb, noch ehe sie das vierzigste Jahr erreicht hatte. —

Aus dem lahmen Gottlieble aber ist nachmals ein berühmter Forscher und Gelehrter geworden; über das Wann, Wo und Wie jedoch kann in dieser Geschichte nicht berichtet werden; denn dieselbe hat ihren Zweck und ihr Ende erreicht mit „Peter Bachert, dem Sterngucker.“



## Almy.

Eine Erzählung aus dem Familienleben.

 In dem feuchtkalten Frühling waren die ersten warmen Sommertage gefolgt, und wie von einem Zauberstabe berührt, hatte der verspätete Rosenflor seine weithin leuchtende Pracht entfaltet, zumal in dem parkartigen Garten „Auf der Matt“, einem kleinen Vorhügel der waldumrauschten Berge des unteren Neckarthales. Links vom Flusse hinter dem Bahnhofs schlingelt sich ein Weg mit tiefen, von den Rädern der Holzkarren zerrissenen Fahrgeleisen zu dem Landhause hinauf, dessen Vorderseite hinter dunklen Baumgruppen hervorlugt. Es ist ein wunderbar aussehendes Gebäude mit rotem Ziegeldach und meterhoch darüber emporragenden englischen Schornsteinen; doch nur aus dem hintersten derselben stieg eine dünne Rauchsäule empor. Duftige Abendnebel wallten herauf von dem träumerisch dahin fließenden Neckar, und am blauen Himmel segelten weiße kleine Wölkchen, deren Ränder sich allmählich mit einem leichten Rot umsäumten.

Jetzt erschien ein dunkler Punkt in dem friedlichen Landschaftsbilde. Ein kleines Mädchen in nicht gerade ärmlischer, aber verwahrloft aussehender Kleidung huschte aus dem Walde hervor und stieg zaghaften Schrittes den Fuß-

pfad herunter, welcher an der Ostseite der aus Naturholz über Mannshöhe aufgeführten Umzäunung des Gartens entlang führte.

Die Kleine aber sah nicht nach den Kirschbäumen voll dunkler saftiger Früchte jenseits des Gartenzaunes und nicht nach dem Buchfinkenweibchen, das seine Zungen fütternd, emsig hin- und herflog. Ihre Augen irrten unstät am Boden hin, und ihre Brust hob und senkte sich wie von einer unsichtbaren Last gedrückt, der die Kräfte eines so kleinen Menschenwesens nicht gewachsen schienen.

Sie bog an der vorderen Ecke des Gartens in den Fahrweg ein und schlich an das doppelgeflügelte Gitterthor. Dort preßte sie ihr von wirren dunklen Haaren umwogtes Köpfschen so hart an die Eisenstäbe, daß sie ihr auf Stirn und Nase rote Streifen eindrückten.

So stand sie eine geraume Zeit, ohne sich von der Stelle zu rühren, und spähte nach den Blumenbeeten, Baumgruppen und sauber gehaltenen Kieswegen. Doch wenn sie aus der Tiefe des Gartens den Ton einer fröhlichen Knabenstimme hörte, ballten sich die Hände an den schlaff herabhängenden Armen zur Faust, und ihren Lippen entrang sich ein stöhnender Laut.

Karo, der vierfüßige Beschützer des Burgfriedens, schien allmählich über die Gefühle des fremden Mädchens in Zweifel zu geraten. Den zottigen Kopf auf die lang ausgestreckten Vorderpfoten geschmiegt, lag er mitten auf dem Kieswege und blinzelte nur ein wenig aus den schläfrigen Augen, in der Erwartung, daß so unbetene Gäste ihres Weges gehen würden. Als die Kleine aber immer noch nicht weichen wollte, ließ er ein leises Knurren vernehmen, das endlich in ein lautes, resolutes Bellen überging.

„Ruhig, Schwarzer!“ rief es jetzt in beschwichtigendem Tone von der Tiefe des Gartens her, und bald darauf tauchte ein von blonden Locken umwalltes Knabenantlitz hinter den Johannis- und Stachelbeerhecken vor den Wirtschaftsgebäuden auf. — Um die Hausecke kam der Kleine in raschen Sätzen auf seinen Liebling zu, um die Ursache von dessen Unzufriedenheit zu erforschen. Als er den drohenden Blicken des Hundes folgte und das Mädchen vor dem Hofthore bemerkte, glitt ein Lächeln über seine weichen Züge.

„Ah, das häßliche Mädchen!“ sagte er dann in englischer Sprache. „Und wie ihr die Haare wieder um die Stirne hängen! Der darfst du nichts thun, mein Pudelchen, da sie dir ja so ähnlich sieht!“

Als ob sie den Sinn der Worte verstanden hätte; schüttelte sich das Kind jetzt mit einer trotzigem Gebärde die Haare aus dem Gesicht und sah mit herausfordernden Blicken dem Knaben entgegen, der sich mit unsicheren Schritten langsam näherte. — Und ebenso langsam kam Karo nachgetrottet — voll offener Neugierde, was es nun wieder absehen und ob die Kleine in ihrer trotzigem Stellung verharren würde.

„Du brauchst Dich nicht vor ihm zu fürchten, Mädchen!“ sagte der Knabe jetzt in hochdeutscher Sprache. „Er ist besser, als er aussieht in seinem zottigen Felle. Und vielleicht ist dies auch bei dir der Fall. Doch sag' einmal, was dich herführt? Du bist schon öfters hier gewesen. — Hast vielleicht Hunger?“

Das Mädchen schüttelte heftig den Kopf und ihre Augen schossen zornige Blicke.

„Keinen Hunger? Aber was willst du denn eigentlich?“ Der Knabe blickte sich ratlos im Kreise um. „Rosen viel-



leicht? Wart ein bißchen, ich will den Gärtner fragen, ob ich dir welche schneiden darf.“

Ein Hauch von Dankbarkeit glitt über die luftgebräunten Wangen des Mädchens hin; gleich aber blickte sie wieder trozig und herausfordernd drein, und in rauhem Tone entgegnete sie: „Du brauchst Dir keine Mühe zu machen. Ich will nichts von euch geschenkt bekommen — gar nichts! Doch wird es ja nicht verboten sein, ein bißchen da hinein zu gucken? — Ich habe noch nie so viele Blumen auf einem Haufen gesehen und — auch noch keine so schöne Frau wie Deine Mutter“, setzte sie in leiserem Tone hinzu.

„Sie ist eben so gut und lieb, als sie schön ist“, entgegnete der Knabe mit freudestrahlenden Augen. „Du solltest sie nur kennen, dann würdest Du vielleicht etwas freundlicher aussehen. Denn gewiß hast Du selber keine Mutter mehr?“

„O doch!“ sagte sie mit bebenden Nasenflügeln, indem sie errötend die Augen senkte.

„Und wo?“

„Über dem Neckar drüben.“

„Wirklich? Und auch noch einen Vater?“

„Ja, auf dieser Seite, nicht weit vom Wolfsthalweg.“

„Vater und Mutter durch einen Fluß getrennt?“ rief der Knabe mit schmerzlichem Erstaunen. „Und Du?“

„Ich gehe von einem zum andern, so oft ich mir auch vornehme, es nicht mehr zu thun, da sie immer übereinander zu schimpfen haben.“

Sprachlos starrte der Knabe nach dem Kinde hinüber, in dessen Mundwinkel es wie von verhaltenem Weinen zuckte.

„Vater und Mutter auf einander schimpfen? Du arme, arme Kleine! Soll ich meine Mama rufen, ob sie Dir viel-

leicht helfen kann?“ — Und die abwehrende Handbewegung des Mädchens bemerkend, fuhr er in eindringlichem Tone fort: „O, sie hilft so gerne! Sie ist ja so gut. Gewiß, ich rufe sie!“

Das Kind aber sprang, ohne sich umzusehen, über die Wegböschung hinunter und quer über die Wiesen, bis sie den schmalen Feldweg erreichte, welcher die Eisenbahnlinie durchschneidend in die Landstraße längs des Neckars einmündete.

Vom rötlichen Schimmer der untergehenden Sonne beleuchtet sah der Knabe ihr sinnend nach, bis sie hinter der den Bahndamm umsäumenden Hecke verschwunden war.

„Ob sie jetzt zu ihrer Mutter gehen wird — oder zu ihrem Vater?“ dachte er und seufzte dann tief, als ob dieser erste Blick in die Wirrnisse menschlicher Schicksale für seine zart befaitete Seele zu ergreifend gewesen wäre.

## II.

Am folgenden Tage zur Abendstunde stand das Mädchen abermals vor dem Hofthore — wer weiß wie lange schon! ohne daß der auf der Veranda liegende Karo auch nur einmal angeschlagen hätte. Er hatte sogar zum Willkommgruß ein wenig mit dem Schwanz gewedelkt, gegähnt und dann mit geschlossenen Augen weiter geträumt: von der schönen, weißgefleckten Suno jenseits des großen Wassers, die sein Herr aus ihm unbegreiflichen Gründen nicht mitgenommen hatte. —

Jetzt näherten sich leichte Schritte von den Gemüsebeeten hinter dem Holzschuppen her.

„Ah, das Mädchen!“ rief der Blondkopf mit einer Gebärde jugendlichen Übermutes, indem er den Spaten rasch

in die Bohnenstangen warf. — „Und ich weiß noch nicht einmal, wie sie heißt. Komm, wir wollen sie fragen, alter Bursche! Vielleicht daß sie Lust zu spielen hat. — Es ist ohnehin etwas langweilig für uns, wenn der Papa nicht zu Hause ist. Nicht wahr, Karo?“

„Wart' nur, ich weiß den Schlüssel, Mädchen,“ rief er ihr schon von weitem zu. „Ich werde gleich öffnen lassen.“ —

Bald darauf kam die alte treue Maggie von der Küche her und betrachtete die Kleine mit mißbilligenden Blicken, eingedenk der seltsamen Aufregung und wunderlichen Fragen, mit welchen ihr Pflegling sie am Vorabend bestürmt hatte, als sie ihn zu Bette brachte.

„Kennst sie denn?“ sagte sie mit ihrem starken, irischen Accente; „und was würden Deine Eltern sagen?“

„O nichts! I am sure!“ gab der Junge leichtthin zur Antwort. „Es ist ja ein Mädchen. Und die Masern wird sie sicherlich auch schon gehabt haben. Doch kannst Du sie ja fragen, wenn Dein bißchen deutsch dazu ausreichend ist.“

„A, bah!“ seufzte die weißhaarige Dienerin, „als ob die Masern das Schlimmste wären!“ Und mit dem heimlichen Vorbehalte, die Kinder von innen im Auge behalten zu wollen, schloß sie die Thüre auf. —

„Was soll's?“ sagte die Kleine in unfreundlichem Tone zu dem seitwärts harrenden Knaben. „Meinst, ich hätte nicht auch ohne dies herein kommen können?“

„So! und wie denn?“

„Hinten vom Walde her durch die Stachelbrähte. Ich kann über Zäune und Mauern klettern — und hab's oft gethan, so lange Ihr noch nicht hier gewesen seid.“

„Ei! — Und warum denn, Du Wildkage?“

„Se nun, weil ich Euer Museum auch einmal in der Nähe sehen wollte.“

„Unsere Villa nennst Du ein Museum? Doch komm unter die Bäume; es ist schwül in der Sonne.“

Sie blieb jedoch mitten auf dem Kiesweg stehen und schüttelte den schwarzen Lockenkopf.

„Ein Museum ist's!“ behauptete sie hartnäckig. „Ihr habt ja alles alte Gerümpel im Neckarthal bis nach Heilbronn aufgekauft und schreckliches Geld dafür ausgegeben, wie die Leute sagen.“

„Altes Gerümpel?“ rief der Knabe entrüstet. „Schade, daß Papa nicht zu Hause ist! Er könnte Dir sagen, wie interessant diese Dinge sind. Doch wozu?“, fügte er mit einem leichten Achselzucken hinzu. „Du bist eben ein unwissendes Bauernmädchen.“

„O nein! Mein Vater ist ein Künstler — ein Maler, mußt Du wissen! Und meine Mutter — Frau Benno sollte ich sagen — —“

„Wenn Du von Deiner Mutter sprichst?“

„Ja, der Vater nennt sie auch so, seit sie getrennt von einander leben.“ —

Und wieder erschien der gequälte Ausdruck auf dem feinen Knabengesichte, und die großen braunen Augen senkten sich langsam zu Boden, wie vor einem unsaßbaren Lebensrätsel. —

„Komm!“ sagte er dann, das Mädchen an der Hand ergreifend und mit sich fortziehend; „mußt jetzt nicht an diese Dinge denken! Sage mir einmal Deinen Rufnamen. — Ich selber heiße Almy — Almy William Auersdorf.“

„Baron von Auersdorf,“ verbesserte das Kind mit naivem Wissensstolze.

„Bah! Ich bin in Amerika geboren, und dort giebt's keine Barone, da wir ja alle Freiherren sind. Aber jeder Knabe kann einmal Präsident werden; das ist eine größere Ehre. Denn dazu braucht man keine Ahnen — sondern nur Glück im Kopfe zu haben, wie mein Papa sagt. — Doch wie heißest Du, kleines Mädchen?“

„Eleonore, Leonore, Lori, Lore! Es ist alles einerlei; denn es mag mich ja doch kein Mensch auf der Welt, und es wär' am besten, wenn ich sterben thät!“

Sie schlug die Hände vors Gesicht und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. —

Almy steht der Verzweifelnden ratlos gegenüber. Ein leises Zittern durchrieselt seine Glieder und sein Gesicht bedeckt sich mit einer fast durchsichtigen Blässe. Maggie aber nähert sich rasch von ihrem Lauscherposten, legt wie schützend die Arme um ihren Liebling und sucht ihn mit sich fortzuziehen. „Zur — Mutter,“ erklärt sie auf dessen fragende Blicke. „Sie hat — nach Dir — — gerufen — —“ Eine Notlüge — doch was läßt man sich dieses unvergleichlichen Knaben wegen nicht alles zu Schulden kommen! —

„Die Mutter hat — gerufen?“ entgegnet Almy träumerisch. Dann aber durchzuckt ihn der Gedanke, daß die Einzige und Feuerste für das trostlose Mädchen vielleicht Rat zu schaffen wüßte; und er folgte der Amme ohne Widerrede. —

Unschlüssig, was sie nun beginnen sollte, verharret die Kleine inmitten des zum Triquet-Grunde abgesteckten Rasenplatzes und zählt mechanisch die buntgestreiften Holzklugeln und Schlagstücke. Von da schweifen ihre Augen nach der Gitterthüre, prüfend, ob der Schlüssel noch im Schlosse stecke. Dann wendet sie sich rasch nach rechts und beginnt,

über das den Fahrweg von den Fußpfaden abgrenzende Aprikosenspalier zu klettern.

„Aber Kind,“ hörte sie jetzt hinter sich eine sanfte Frauenstimme, „Du verdirbst mir ja meine Pflanzungen und wirfst Dir noch obendrein die Kleider zerreißen. Komm doch herab und sag' mir, warum du geweinet hast! Mein kleiner Junge ist noch ganz fassungslos.“

Mit stumm übereinander gepreßten Lippen kam das Kind der Weisung nach, doch ohne den scheuen Blick vom Boden zu erheben. Sie wußte, daß sie sich gegenüber der schönen Frau befand, die sie so oft mit unbewußter Sehnsucht aus der Ferne betrachtet hatte.

Und jetzt stand dieselbe neben ihr — ganz schlicht und einfach in dem gelblich weißen Kaschmirgewand, das sich in weichen gefälligen Falten um ihre Glieder schmiegte. Auf den Schultern lag duftig wie Spinnewebe ein weißes Spitzen-tuch, das auf der Brust leicht geschlungen war. Ihr reiches, kastanienbraunes Haar hatte einen wunderbar auffallenden Glanz, und wenn es durch die schrägen Strahlen der Sonne gestreift wurde, flimmerte es in demselben wie goldene Lichter. Über der Stirn war es einfach gescheitelt und mittels einer großen Goldnadel — ganz der Mode zuwider — am Hinterkopfe aufgesteckt. Das Oval ihres Gesichtes drückte eine unbeschreibliche Milde und Sanftmut aus. Es hatte eine Seele — was bei ganz regelmäßig geschnittenen Gesichtern selten der Fall zu sein pflegt. Dieser seelen- und güttevolle Ausdruck wurde noch erhöht durch die wunderschöne Schweifung der Lippen, durch das lieblich gerundete, etwas zurückweichende Kinn, sowie durch die langen dichten Wimpern, welche ein paar Augen von unbestimmter Färbung beschatteten — die typischen hazel-eyes der Amerikanerin:

Gesicht, Gestalt, Bewegung und Stimme — alles an der Dame drückte den reinsten Wohlklang aus; doch hatte das Kind diesen Zauber natürlich nur empfinden, aber nicht zergliedern können. — Und als Frau von Auersdorf sich jetzt liebevoll zu ihm herabneigte, brach es aufs neue in ein ersticktes Schluchzen aus.

„Nicht mehr weinen, Kleine!“ hat die Dame mit liebevollem Lächeln. „Der arme Almy ist gar nicht stark und muß immer geschont werden. Und ich weiß ja, daß Du ihm nicht schaden und Dich jetzt ganz leise zurückziehen willst. — Nicht wahr, mein Kind?“

Jetzt hob das Mädchen die nassen Augen zu der lieblichen Erscheinung auf, als ob dieselbe in unverständlichen Lauten, anstatt im reinsten Hochdeutsch zu ihr gesprochen hätte. — Geschont und beschützt und gewiß auch verhätschelt werden! —

Es regte sich wie Neid in ihrem Herzen, und ihre Brust hob und senkte sich unter dem Anschwalle von allerlei dunklen Gefühlen, deren klarstes ein wachsender Groll gegen ihre Eltern war: das eine diesseits, das andere jenseits des Flusses — und zwischen ihnen ein ganzes Meer von Bitternissen! —

„Wohnst Du da drüben?“ fragte Frau von Auersdorf, dem Blicke des Kindes folgend.

Es nickte stumm.

„Lore! Lore!“ rief es jetzt von der Veranda her, und mit hochrotem Gesichte stürmte Almy die Freitreppe herunter.

„Nicht so rasch, mein Herzchen! ermahnte die Mutter mit besorgten Mienen. „Ich werde heute abend nach New-York an unsern guten alten Doktor schreiben, und es würde

mir leid thun, wenn ich ihm Übles von Dir berichten müßte, nachdem Du Dich bis jetzt so musterhaft verhalten hast."

„Aber sie geht fort, Mama! — Muß sie fort?"

„Sie muß nicht; doch ist es besser so. — Wenn Du wieder ganz wohl bist und sie ruhiger geworden ist, dann wird sie wiederkommen und mit Dir spielen. Nicht wahr, Lore?"

Die Kleine schwieg. Was sollte ein Versprechen von ihr — der Ungeliebten und Unbeschützten, die keinen Tag versichert sein konnte, was Vater und Mutter sich Böses ansinnen würden! — Und sie that einen schweren Seufzer — eine unbewußte und deshalb um so hereditere Antwort.

Frau von Auersdorf brach rasch einige unweit blühenden Rosen ab und reichte sie mit herzgewinnender Goldseligkeit dem Kinde hin: „Da nimm! Und wenn Du einen Wunsch hast, den ich erfüllen kann, so komm nur und ziehe die Klingel! Ich werde Auftrag geben, daß man Dich zu mir führe.“ Und dem Kinde sanft über das dunkle Kraushaar streichend, entließ sie es mit einer grüßenden Handbewegung. —

„Gelt, die ist häßlich genug," sagte Almy, sich kosend an den Arm der Mutter hängend; „und deshalb bist Du so gut zu ihr!"

Die Dame lachte. „Weil sie häßlich aussieht, meinst Du? Dies würde gewiß nicht der Fall sein, wenn sie nicht so unglücklich wäre. Das Glück ist das beste Verschönerungsmittel."

„Bist Du deshalb so schön, weil Du so glücklich bist, oder so glücklich, weil Du so schön bist?"

„Das eine und das andere, Du kleiner Philosoph! Denn schön sind wir nur in den Augen derer die uns lieben; und geliebt werden — zumal von einem solch herzigen



Männchen, wie Du bist — ist höchstes Erdenglück.“ — Und sie schloß das Kind gerührt in die Arme und wanderte dann mit ihm nach der Tiefe des Gartens, wo man zwischen dunklen Baumgruppen den Strahl eines Springbrunnens in der Sonne glänzen sah. —

„Und was hat sie Dir denn gesagt, das kleine Mädchen, was Dich so bewegen konnte, Laddy?“\*) fragte Frau von Miersdorf mit einem besorgten Blick auf den Knaben, in dessen Gesicht des öfteren die Farbe wechselte.

„O, nicht viel! Und ich verstand es kaum. Sie hat Vater und Mutter und doch — keine Eltern; oder wenigstens keine, die beisammen wohnen. Und wenn das kleine Mädchen zu ihnen kommt, so schimpfen sie über einander. Ist dies nicht etwas Entsetzliches?“ — Und er fing aufs neue zu zittern an.

Die Mutter erschrak und beschloß auf der Stelle, über das Mädchen und dessen Eltern Erkundigungen einzuziehen. Mittlerweile aber wollte sie ein wachjames Auge auf ihren Liebling haben, zumal wenn ihr Gatte nicht zu Hause war.

Armer Almy! Wie würdest du je die Rauigkeiten und Roheiten des Lebens ertragen können, wenn ein bloßer Hauch davon dein krankes Herz so tief zu erschüttern vermag! — Sie zerdrückte im Auge eine aufquellende Thräne und lächelte dann mit erhöhtem Liebreiz ihrem Knaben zu, der nach Kinderart nun seine ganze Aufmerksamkeit einem kleinen Vogelnefte auf hochschwankender Gerte zugewandt hatte.

### III.

Am folgenden Tage war Regenwetter, und Lore spähte vergeblich durch die Gitterstäbe nach ihrem Freunde

\*) Kleiner Bursche.

aus. Der Wind riß an ihren wirr herabhängenden Haaren und fing sich in dem dünnen, flatternden Röckchen; und der Regen fiel ihr in schweren Tropfen auf die Schultern nieder. Sie beachtete es nicht, sondern stand und harrete — harrete wohl eine Stunde lang — bis sie endlich mit einer tiefen, stillen Trauer in den Augen von dannen trippelte. —

Dann kamen wieder sonnige Tage voll Rosen- und Resedenduft. Almy aber kam noch immer nicht. Er hatte das Fieber, wie Maggie im Herausgehen sagte; — und mit gesenktem Kopfe schritt die Kleine hinter ihr den Abhang hinunter.

Die Klingel zu ziehen, würde ihr nicht eingefallen sein. Sie hatte ja keine Bitte auf dem Herzen, nichts als ein unbestimmtes Sehnen und Verlangen, das sich in keine klaren Worte fassen ließ.

Als dann Almy zum ersten Male wieder in den Garten gehen durfte, kam er ihr mit einem so freudestrahrenden Antlitz entgegen, wie die Sonne an einem trüben Regentage plötzlich durch eine blaue Wolkenlücke bricht.

„Du bist lange ausgeblieben“, rief er, ihr entgegenfliegend. „Doch freilich — ich bin ja krank gewesen und hab' erst heute wieder ausfahren dürfen — nach Heidelberg, wo Papa mir ein Duzend wunderschöne Goldfische gekauft hat, ganz große, wie Du gewiß noch keine gesehen hast.“

Nach dieser rasch herausgesprudelten Anrede stand der Knabe dann einige Sekunden in Sinnen versunken, indem er sich der Weisung erinnerte, das fremde Mädchen zwar höflich, doch nicht vertraulich zu behandeln. Allein der Wunsch, ihr seine Schätze zu zeigen, siegte über die kaum erwachten Bedenklichkeiten, und ungestüm schlug er den Weg nach dem Hintergrunde des Gartens ein, wo sich mächtige

Kastanien- und Wallnußbäume zu einem Blätterdache wölbten. Inmitten eines mit Gebüschgruppen umgebenen Rasenfleckens rauschte der Springbrunnen. Drei weibliche Bronzefiguren stützten mit den Häuptern eine Muschelschale, aus welcher die Wassersäule in beträchtlicher Höhe emporstieg und dann in ein mit grauem Sandstein ausgelegtes Bassin niederrieselte. Wenn ein Strahl der tiefstehenden Sonne durch die Laubwölbung drang und die Oberfläche des Wassers streifte, sah man es aus der Tiefe desselben bald in dunklerem, bald in hellerem Rot aufleuchten, je nachdem die munter herumschwimmenden Goldfische sich vom Rücken oder den Seiten zeigten.

„Gelt, die sind schön!“ rief Almy begeistert, indem er sich auf den Rand des Beckens niederließ und mit der Rechten den Wasserspiegel zu erreichen suchte. „Ich wollte, daß meine kleine Cousine auch hier wäre, meine liebe Loïs Hildegard.“

„Ist sie weit?“

„Ei freilich! drüben in Amerika. Sie ist so schön — so schön, wie es hier zu Lande keine Mädchen giebt.“

„Schweig Du!“ rief Lore mit bitterbösem Gesicht und stampfte mit dem Fuße. „Du sollst nicht sagen, daß ich garstig bin!“

„Garstig — häßlich willst Du sagen? — Gewiß bist Du es, wenn Du solch ungute Augen machst! Geh weg von mir, Du böse Wildkätz! Maggie, Maggie! Mama! — —“

Aber schon lag er kopfüber im Wasser. Es war nicht tief; doch hatte er Mühe, sich wieder auf die Beine zu stellen; die plötzliche Nässe und Kälte schien ihn betäubt zu haben. —

„Hilf mir doch heraus!“ rief Almy, die Hände nach ihr ausstreckend, während ihm vor Frost die Zähne klapperten.

„Ich will es ja niemand sagen, daß Du mich hineingeworfen hast; Du böses Mädchen — Du!“

Einen Augenblick noch stand sie starr und stumm wie die wassertriefenden Frauen in der Mitte des Bassins. Dann stürzte sie laut schreiend in die Kniee und beugte sich so tief über den Beckenrand, daß sie sicherlich hineingefallen wäre, wenn Almy sie nicht zurückgestoßen hätte. — Gleich darauf stand er neben ihr mit nassem Haar und Gewande; er hätte selber nicht zu sagen vermocht, was ihm auf einmal diese Kraft gegeben hatte!

„Gelt, Du hast es nicht mit Absicht gethan, Lore?“ sagte er, sie an der Schulter fassend; „denn so böß könnte nicht einmal ein Knabe sein.“

„Ja, mit Absicht!“ entgegnete sie, die Hände vors Gesicht schlagend, und stürzte von dannen, während von der baumbestandenen Bergwiese hinter dem Parke sich raschen Laufes der Gärtner näherte. Obgleich ihm seine sechzig Jahre bereits schwer in den Gliedern lagen, hob er den zehnjährigen Jungen wie eine Feder vom Boden auf und trug ihn schnell dem Hause zu.

Drinnen war es mittlerweile lebendig geworden, und bald darauf war Almy entkleidet und zu Bette gebracht. — Dann ging es treppauf und treppab — mit gewärmten Tüchern und Gummibeuteln, die mit heißem Wasser angefüllt waren. — Mit bestürzten Mienen blickten die sich begegnenden Mägde an. Himmel, wenn das seine Eltern erfahren! Wer sollte so etwas von dem Knaben gedacht haben, der sonst immer so voll Vorsicht und Rücksicht gewesen war! — Und jetzt ins Wasser fallen! — — Daß er hineingestoßen wurde, hatte derzeit noch niemand erfahren; denn Almy war stumm wie das Grab, und auch der Gärtner hat nichts verraten,

da er nichts gewußt hat. Er war erst auf Lores Schreckensruf herbei geeilt, ohne sich um die kleine Verstörte dann weiter zu kümmern.

## IV.

„Nicht wahr, Mama, Du thust ihr nichts?“ bat Almy die Hand der Mutter unter der blauseidenen Bettdecke haltend. „Sie hat es nur im Zorn gethan, weil ich sie gereizt hatte. — Gewiß, es war nicht schön von mir!“

Kein Wort der Anklage war noch über seine Lippen gekommen. Die kleine Übelthäterin hatte sich in der Angst ihres Herzens selbst verraten, indem sie allerorts nach dem Befinden des kleinen Amerikaners Umfrage hielt, nur nicht im Hauptquartier.

„Was sollte ich ihr denn thun, mein Liebling?“ entgegnete die Mutter eine Thräne zerdrückend. „Nur darf sie natürlich jetzt nicht mehr in den Garten kommen.“

Almy blickte einige Sekunden trostlos ins Leere. „Aber wenn sie sich bessern würde?“ warf er dann kleinlaut ein, „und wenn wir ihr dazu verhelfen könnten! Denn das ist doch Christenpflicht. Nicht wahr, Mama?“

Frau von Auersdorf schwieg betroffen über die Rede ihres Kindes. Sollte es wirklich zu gut für diese Welt und dies der Grund sein, warum seine Seele so überzart besaitet war? —

„Ich will mit ihr sprechen,“ sagte sie dann leise. „Jetzt schlaf, mein Liebling! denn Du bist noch ein wenig angegriffen.“ Und in Gedanken setzte sie hinzu: „Über die Maßen angegriffen. Gott gebe, daß die Rheumatismen sich nicht in die Herzgegend ziehen. Das böse, böse, Mädchen da drüben!“ — — —

Und doch — sie hatte nichts Schlimmes über sie in Erfahrung gebracht — nur Unglückseliges, Unverschuldetes. — Ganz vater- und mutterlos wäre weniger verwirrend für ihre Begriffe von Recht und Unrecht gewesen, als zwischen diesen getrennten und doch nicht geschiedenen Gatten hin- und herzugehen und in jeder kindlich liebevollen Aufwallung für das Eine durch den Hohn des Andern gleich wieder beirrt zu werden. Und gar noch die Schwestern, die es der Mutter nicht vergeben konnten, daß sie eine Verschwenderin gewesen war und dadurch ihr Vatergut geschmälert und ihre Heiratsaussichten verringert hatte — O ja, es giebt viel Trauriges in der Welt, und kein Elend ist so groß, als das, welches die Menschen sich durch Mißverstand und Unverstand selbst zufügen. Arme Lore! —

Um ihren „Laddy“ zu beruhigen, mußte die Mutter ihm feierlich versprechen, mit dem kleinen Mädchen Rücksprache zu nehmen und vielleicht etwas für dessen Zukunft zu thun. Da Lore sich aber seit Almys Unfall nicht mehr am Gitter sehen ließ — schon in die zweite Woche hinein, — mußte Frau von Auersdorf sie förmlich zu sich bitten lassen. Denn was thut man nicht um seiner Kinder willen! —

Und jetzt stand die Kleine mit hochgeröteten Wangen wartend in der Vorhalle, welche die ganze Vorderseite des Landhauses einnahm. Links des Einganges führte eine breite Treppe in den Oberstoß. Durch die gegenüberliegenden, auf die Veranda führenden Glasthüren warf die sich nach Westen neigende Sonne einen goldigen Schein auf das geschnitzte Geländer, sowie auf das unter der Treppe stehende altertümliche Spinnrad mit dem schimmernden Flachse, der durch ein hellblaues Seidenband am Rocken befestigt war. An den dunkelgetäfelten Wänden hingen abgeflachte Teller und

Schüsseln aus Fayence mit buntbemalten Innenseiten. Auch auf den in halber Höhe rings um die Wände laufenden Brettern standen allerlei Bronze- und Zinngeschirre. Von den massiven Durchzugsbalken hingen wunderbarlich geformte Krüge und Kannen an eisernen Nägeln, und in dem tief in die Wand gebauten Kamin gegenüber der Eingangsthüre baumelte an altertümlichem Haken ein angerufter Theekessel über halbverkohlten Holzklößen. Zu beiden Seiten innerhalb der niedrigen Umzäunung lehnten unterschiedliche Schürwerkzeuge, und auf dem hohen, eichenen Kaminmantel standen allerlei Kuriositäten in malerischer Unordnung. — Es wäre selbst für einen Kenner vielleicht schwer zu sagen gewesen, ob all das seltsame Geräte aus einem altenglischen Bauernhause stammte, oder sich aus den Burgruinen des Neckarthales in die Hütten der Armut verirrt hatte und dort von Antiquitätenhändlern aufgestöbert wurde.

Auch der längliche, geschnitzte Tisch aus mattpoliertem Eichenholz in der Mitte des Raumes, sowie das schmale Sopha zur Rechten des Einganges nebst den allenthalben herumstehenden Holzstühlen waren von altertümlichem Gepräge, das heißt so hochbeinig und geradlehlig, wie nur ein Zeitalter sie gebrauchen konnte, das noch nichts von abgesspannten Nerven wußte und folglich außer den gewöhnlichen Schlafstunden keiner weiteren Erholungspausen benötigt war. Bequem und zur Benützung einladend, waren nur die beiden Fauteuils unweit des Kamins. Sie waren von dem nämlichen braunroten Stoffe bedeckt, wie die schweren Draperien der Fenster und Thüren, die das grell einfallende Sonnenlicht durch einen purpurnen Schimmer milderten. Von abtönender Wirkung waren auch die grünen Rankengewächse und großblättrigen Pflanzen, die in den Zimmerecken auf hohen Etageren standen.

Durch die sich nach der Tiefe öffnenden Thüren sah man einerseits in das Eßzimmer und andererseits in ein lauschiges Gemach, dessen hohe Bücherschränke und Repositorien nebst altertümlichem Secretär seine Bestimmung zur Genüge erkennen ließen. —

Noch weiter nach hinten lagen die Küche und die Vorratskammern, von wo sich jetzt die Hausfrau mit einem Körbchen frischgepflückter Ananas-Erdbeeren näherte.

„Für Dich!“ sagte sie, das Kind an der Hand ergreifend und es neben sich auf das Sopha ziehend. „Und von — Umy“, setzte sie etwas leiser hinzu, „von dem ich Dir sagen soll, daß er keinen Groll gegen Dich hat.“

Lore hielt sich die Augen mit den Händen zu, ohne sich zu rühren, und nur ein leises Zucken der Glieder gab Kunde, daß sie die Worte verstanden hatte.

„Es ist Dir gewißlich leid, daß Du so böse gewesen bist?“

Die Kleine schwieg noch eine Sekunde. Dann kam es stoßweise zwischen ihren gepreßten Lippen hervor: „Wem ist's leid, wenn ich zu Schaden komme?“

„Mir, Kind, mir! Und sicherlich auch Deiner Mutter.“

„O, der Frau Benno!“

„Nicht Mutter? — Warum nicht Mutter?“ Und das zartrosige Gesicht der Dame bedeckte sich mit einer leichten Blässe.

„Meine Schwestern wollen es nicht leiden.“

„Daß Du „Mutter“ sagst?“

„Sie sagen „Frau Benno!“

„Und auch „Herr Benno?“

„Nein — Vater.“

„Hm! Partei also für den Stärkeren,“ dachte die Hausfrau, „das ist, scheint's, Brauch in der alten Welt.“



Laut mochte sie indessen nichts mehr über das Thema sagen; denn sie hatte nicht forschen, sondern lindern wollen. —

Doch als ob die Rinde ihres trohigen Herzens von dem warmen Blick der schönen Frau zu schmelzen begonnen hätte, schlug Lore plötzlich die Augen zu ihr auf und sagte mit flehendem Tone: „Ist denn das Tanzen eine sehr große Sünde?“

„Nicht doch, mein Kind! Der König David hat ja auch getanzt — vor der Bundeslade; und auch in Amerika giebt's Leute, die in der Kirche zur Ehre Gottes tanzen.“

„O, nicht in der Kirche, im Theater meine ich — in kurzen Röcken und Atlasschuhen, wenn alle Leute Bravo! rufen und in die Hände klatschen. Ist das eine Sünde?“

„An und für sich — nein! — — Das heißt — ich meine — —“ Ja, was wollte sie denn sagen, eine Amerikanerin, welcher die Anschauungen der alten Puritaner, denen sie entstammte, gewissermaßen noch im Blute steckten, so sehr sie sich auch stets der Duldsamkeit befleißigt und versucht hatte, die Welt und das Leben mit den Augen ihres deutschgeborenen Gatten anzusehen. —

„Aber Du wirst doch keine Ballettänzerin werden wollen?“ sagte sie dann aus dem Zwiespalt ihrer keuschen Empfindung heraus, indem sie aufstand und sich scheinbar etwas zu schaffen machte.

„Ich? — O nein!“ rief die Kleine schauernd. „Aber die Mutter — Frau Benno — ist eine Tänzerin gewesen und deshalb eine so schlechte Hausfrau geworden, wie mein Papa sagt.“

„Eine — schlechte Hausfrau!“ wiederholte die Amerikanerin in einem Tone, als ob sie über die Tragweite des Wortes im Zweifel gewesen wäre.

„Ja, sie hat nicht kochen und nicht reinmachen können.“

„Und das ist alles?“, rief die Dame mit einem Ausdruck der Erleichterung, indem sie zu ihrem Sitz zurückkehrte.

„Aber das ist doch schlimm genug, nicht wahr? So schlimm, daß es den Papa aus dem Hause getrieben hat!“ Und sie brach in ein leises Weinen aus.

„Arme Mutter! Armes Kind!“ murmelte Frau von Auersdorf.

Das Kind schlug verwundert die nassen Augen auf. Es war ihr offenbar etwas Neues, daß auch einmal jemand die Mutter, und nicht immer nur den Vater allein bemitleidete.

„Sie ist auch gut, meine Mutter,“ setzte sie dann kleinlaut wie zur Entschuldigung ihrer Bewegung hinzu.

„Freilich ist sie gut, Lore! Und Du solltest Dir Mühe geben, ihr recht viele Freude zu machen.“

„Aber wie kann ich das, wenn die Schwestern mich nicht zu ihr lassen — allein wenigstens.“

„Sie verbieten es Dir?“

„Ja, seit — seit — —“

Frau von Auersdorf machte eine abwehrende Handbewegung. „Ich will's nicht wissen, Lore, wenn es etwas ist, das Du verschweigen sollst.“

„Ja — gelt, daß es etwas Unrechtes ist, in kurzen Röckchen zu tanzen? Sie hat es auch nur ein einziges Mal gethan. Und das ist so schön, so schön gewesen, daß ich weinen mußte! — Ich habe dann auch getanzt, und die Mutter lehrte mich auswärts zu treten und auf den Behen zu stehen. Dann kamen die Schwestern und wollten die Thür aufbrechen. Und ich durfte nicht mehr allein bei der Mama sein und mußte bei Tische „Frau Benno“ zu ihr

sagen. Dann bin ich so böse und immer böser geworden, daß jetzt alle Kinder mir aus dem Wege gehen und Spottnamen hinter mir herrufen. Und deshalb lauf ich so allein in Feld und Wald herum und möchte am liebsten gar nicht mehr nach Hause und in die Schule gehen.“ Und sie brach in ein leidenschaftliches Schluchzen aus.

Frau von Auersdorf erhob sich abermals und ging einigemal ratlos im Zimmer hin und her, unschlüssig, was sie zu thun hätte. Sollte sie der Kleinen eine Moralpredigt halten — und zu welchem Zwecke? — Wie leicht war es doch, so recht gut und liebenswürdig zu sein, wenn man alles hatte, was das Leben schön und angenehm machen konnte. — Von wem aber würde der Herr einst diese Kinderseele fordern, wenn sie im Zwiespalte ihres Herzens zugrunde gehen sollte? — Von ihr vielleicht, wenn sie jetzt nicht ihre ganze Kraft und Macht aufbieten würde, um diesem jungen Menschenwesen den Frieden zu geben. — Wie aber vermöchte sie dies zu thun, ohne sich einer ungebührlichen Einmischung schuldig zu machen — vielleicht schon schuldig gemacht zu haben? — Sie mußte Zeit gewinnen, überlegen, ihren Mann zu Räte ziehen, wenn nur ihr kleiner „Laddy“ erst wieder auf den Beinen stehen würde! — Mit diesem Ergebnis ihres Denkens klingelte sie für Maggie, damit sie dem Kinde das Erdbeerkörbchen mit Blättern bedecke und ihr einige Rosen für ihre Mutter schnitte. —

## V.

Herr von Auersdorf war ein edelsinniger Mann und ein in beiden Hemisphären bekannter Menschenfreund. Trotz dieser Eigenschaften aber kam es ihm noch etwas nebelhaft

vor, woher seine Frau dieses starke Interesse für ein ihr wildfremdes Mädchen gefaßt haben mochte. — Weil sie seinen Jungen ins Wasser geworfen hatte? — Das konnte ihr doch zu keiner besonderen Empfehlung gereichen — eher das Gegenteil. — Daß sie arm, unschön, verwaorlost aussah? — Das würde freilich schon etwas zu ihren Gunsten gesprochen haben; doch wenn man sich aller armen und verwaorlostten Kinder annehmen wollte, müßte man so reich und mächtig wie Gott Vater selber sein. Und selbst der würde nicht alles Elend aus der Welt schaffen können, wenigstens kein von den Eltern verschuldetes. —

Oder sollte sein heißgeliebtes Weib sich im geheimen nach einem Töchterchen sehnen und deshalb jetzt schon angefangen haben, Umschau nach einem Adoptivkinde zu halten? Und doch hatte sie bis dahin noch nie die leiseste Andeutung gegeben, daß es sie unglücklich mache, ihn noch mit keinem Mädchen beschenkt zu haben! Als ob er dieses Glück überhaupt schon vermißt hätte — im Besitze einer solch trefflichen Gattin und seines prächtigen Buben! —

Dies waren seine stillen Gedanken, während er ein aufgeschlagenes Buch über die Kniee gelegt auf der Veranda saß und den Mitteilungen seiner Gemahlin mit sichtlichcr Teilnahme lauschte. Ab und zu streichelte er sich wie unbewußt den kurz gehaltenen blonden Vollbart, und wenn er sprach, geschah es mit einer wohltönenden Stimme und einem sehr freundlichen Gesichtsausdruck. Dazwischen aber blickte er wieder starr ins Weite, als bemühte er sich, ein Bild festzuhalten, das ihm immer wieder zu entschlüpfen drohte. — Benno? Welch ein unwirklich klingender Name! Wer war denn dieser Benno? Ein Maler, dessen Bildern man in keinem Kunstmagazin, auf keiner Ausstellung begegnete, oder

die man wenigstens nicht beachtete. — Ein Dilettant also, oder ein verkanntes Kunstgenie? —

Herr von Auersdorf fuhr nach Heidelberg, um Erkundigungen nach den räthselhaften Maler einzuziehen. Man zeigte ihm einige der Bannoschen Arbeiten und zwar vorwiegend Landschaftsbilder. Sie waren mit peinlicher Sorgfalt ausgeführt, hielten sich aber mit allzu großer Treue an das zufällig Gegebene. Es fehlte ihnen in auffallender Weise an jenem inneren Schauen, an dem Nachschaffen der Phantasie, an dem künstlerischen Schein des Lebens. Es war alles frostig, nüchtern, seelenlos, ohne jene hellen, lachenden Lichter, wie nur das Genie sie zu sehen und auf die Leinwand zu zaubern vermag. Und in Ermangelung der Originalität nicht einmal Anlehnung an eine herrschende Schule: Verlorenes Mühen in ideeller und in materieller Beziehung; denn aus dem Willen und Fleiße allein hat noch nie ein Mensch etwas wirklich Wertvolles und Bleibendes geschaffen. —

Dies war das unausgesprochene Urtheil des Herrn von Auersdorf, und er pflegte in diesen Dingen für einen Kenner zu gelten. Die frühe Gewöhnung in Anschauung des Schönen, deren er unbewußt im Ahnensale seines Elternschlosses in Thüringen, sowie auf Reisen theilhaftig geworden war, hatte reichliche Früchte getragen, so bald er auch die Jugendheimat im Rücken gelassen hatte, um sich draußen in der Welt auf die eigenen Füße zu stellen. Denn Auersdorf war Lehngut, und er nicht der Erstgeborene. — Auf einer Tour durch die Vereinigten Staaten hatte er dann bei einem großen Empfangsabend im Hause des deutschen Gesandten in Washington seine hochgebildete Gemahlin, die Tochter eines berühmten Bostonier Kanzelredners, kennen und lieben lernen. — Sie war derzeit bei Verwandten auf Besuch und wurde wegen

ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit von allen gefeiert, welche das Glück hatten, in ihre Nähe zu gelangen. Um sie zu erringen und ihr eine sorgenlose Existenz bereiten zu können, hatte der Jüngling sich dann kopfüber in Geschäftsspekulationen gestürzt, dabei aber mehr Glück als Geschick gehabt, so daß er jetzt Besitzer einer reichen Silbermine in Arizona war, welche ihm ermöglichte, fast ausschließlich seinen wissenschaftlichen Studien und Kunstliebhabereien leben zu können. —

Herr von Auersdorf kaufte dann auch ohne viel Bedenken eines der Benno'schen Bilder, wobei er fragte, ob der Maler ein Deutscher oder ein Ausländer wäre?

Ein Deutscher, erwiderte man ihm, wenn vielleicht auch kein geborener Benno. Man erzähle über ihn so mancherlei, doch wäre schwer zu sagen, ob es bloße Reklame sein soll, oder ob der Maler in der That mit einem goldenen Löffel im Munde geboren worden sei. — Um so schlimmer aber für ihn, wenn er seine Schätze nicht mit Nägeln und Zähnen festgehalten hätte; denn dergleichen pflege selten ein zweites Mal zu kommen. —

Herr von Auersdorf würde gerne noch anderes gefragt haben, stand aber davon ab, um sich nicht dem Anschein einer aufdringlichen Neugierde auszusetzen. — Das Bild aber ließ er sich an den Wagen bringen, ohne gerade zu wissen, in wie fern die nicht unerhebliche Ausgabe die Wünsche seiner Gemahlin zu fördern geeignet sein werde.

Am folgenden Nachmittage aber kam Lore mit glückstrahlendem Gesichte den Hügel zur „Matt“ emporgesprungen. Nichts bemerkte sie von der erdrückenden Schwüle, die heute über Feldern und Wäldern brütete, und das grell flimmernde, blendende Sonnenlicht schien sie nicht zu belästigen. Selbst

die Vöglein hatten sich unter Blättern und Blüten vor den sengenden Strahlen der Sonne geborgen, und das Landhaus, sowie der Garten lagen völlig vereinsamt da. Das Kind begann zu fürchten, daß ihr kleiner Freund wieder krank geworden sei, als sie ihn plötzlich auf einem Seitenwege hinter Büschen und Hecken hervorkommen sah. Trotz seiner freudig blinkenden Augen aber trat er sehr bedächtig und vorsichtig auf, um keine der kleinen und großen Ameisen zu beschädigen, die beutetragend seinen Weg durchkreuzten.

Lore rief ihm schon von weitem die große Neuigkeit entgegen, ihr Papa habe endlich einmal ein Bild verkauft, und er sei so lieb und gut gewesen, daß er nicht ein einziges böses Wort gegen die Mama gesagt habe, und so bald er noch ein Bild verwerten könne, würde sie ein neues Kleid von ihm bekommen.

Sie war ganz außer Atem, als sie jetzt vor dem Gitterthore stand und von dem Knaben eingelassen wurde. Dieser schlug voll Herzensfreude über die Heiterkeit seiner Freundin dann gleich einige Purzelbäume auf der grünen Rasenfläche. Darüber geriet Karo in einen solchen Entzückungstaumel, daß er seinen kleinen Gebieter in den tollsten Kreuz- und Quersprüngen zu überbieten suchte. Zwischen hinein gab er in der Hundesprache — nämlich durch Schweifwedeln und Augenblinzeln — die Hoffnung zu erkennen, daß sie nun einmal einen recht vergnügten Nachmittag haben und einander zur Wette herumspringen und herumpurzeln würden. —

Aber schon hatte Amy, durch einen stechenden Schmerz in der Brust an die Ermahnungen der Eltern erinnert, seine stürmischen Gefühle zu mäßigen begonnen. Er näherte sich verschmausend dem verdutzt drein schauenden Mädchen und fragte mit schelmischem Augenzwinkern, ob sie denn auch wisse, von wem das Bild ihres Vaters gekauft worden sei?

Sie wußte es nicht, und es schien sie auch nicht des mindesten zu interessieren. Darauf sah der Knabe eine Zeit lang sinnend zu Boden, und seine Brust hob und senkte sich, wie geschwellt von einer schweren Gedankenarbeit.

„Du, Lore!“ rief er dann auf sie zueisend und sie an den Händen ergreifend: „Ich hab's! Ich hab's!“

„Ja, was denn?“ entgegnete sie verwundert.

„Was wir thun wollen, damit Dein Papa noch ein Bild verkaufen kann, und Du ein neues Kleid von ihm bekommst: Ich laß mich bei ihm malen! Verstehst Du? — Ich laß mich bei ihm malen!“ Und vor wirbelnder Freude über den gelungenen Einfall tanzte er mit ihr im Kreise herum, daß ihm die blonden Locken in goldenen Reflexen um Stirn und Nacken leuchteten.

„Ach, geh doch!“ sagte sie, sich von ihm loswindend, als wagte sie es nicht, an so viel Glück zu glauben.

„Du darfst ja nicht von Hause fort. Und woher solltest Du auch das viele Geld nehmen können?“

„O, ich habe mehr, als Du glaubst! Und zu Geburtstags- und Weihnachtsgeschenken kann ich von den Eltern und Großeltern auch immer Zuschuß erhalten. Ja, merkst Du denn gar nichts? Ich will mich meiner Mama schenken, die im nächsten Monat Geburtstag hat! Und dazu würde Papa sich kein Geld verdrießen lassen.“

Lore blickte ihm groß und voll in die strahlenden Augen, als ob sie gar nicht zu begreifen vermöchte, daß man es auf dieser Welt so gut haben könnte. — Doch kam kein Laut über die festgepreßten Lippen. Denn mit geteiltem Herzen zwischen den sich bekämpfenden Eltern stehend, war sie selten ermutigt worden, ihren Empfindungen in Worten Ausdruck zu geben, es sei denn in harten und trozigen. —



„Wie aber willst Du von hier fortkommen?“ versetzte sie endlich schüchtern, als ob sie fürchtete, daß diese märchenhaft schöne Aussicht in nichts zerfließen könnte.

„Gleich heute — gleich jetzt! Die Eltern — mußt Du wissen — sind diesen Vormittag nach Frankfurt gefahren, um die Großeltern zu sehen, die auf der Durchreise nach Kissingen sind. Großmama ist nämlich krank — und so kann sie uns erst besuchen, wenn ihre Kur zu Ende ist. Und dann kehren wir alle zusammen nach Amerika zurück. —

„Mama aber hätte längst schon gern ein Ölbild von mir gehabt; doch fürchtete sie, daß das lange Stillsitzen zu ermüdend für mich wäre. An die zwei bis drei Stunden aber würde ich es schon mal aushalten, und was dann noch fehlte, könnte Dein Papa an meinen Photographien absehen. Mit einem kleinen Vetter in Amerika ist es auch einmal so gemacht worden. — Ich will nur gleich zu Maggie gehen und sie um meine Bilder in ihrem Album bitten! — O, sie thut's! Sie thut es gewiß! — Sie weiß ja, daß ich mein Wort halten und nichts daran verderben werde! Und wenn die Mägde dann beim Kaffee sind — in ihrer Eßstube zwischen Küche und Speisekammer, wo sie uns nicht sehen können — dann sperren wir Karo ins Kutschenhaus — verstehst Du, Schwarzer? — Und dann still zum hintern Parkpförtchen in den Wald hinauf! — Dort gehen wir immer zwischen den Bäumen fort bis zum Wolfsthal — darauf über die Wiesen und Felder, bis wir unten Deines Papas Haus sehen können. Du kennst es ja von hinten, nicht wahr? — Also nur unverzagt! — Bis meine Eltern von der Reise kommen, werden wir längst wieder hier sein!“

## VI.

Schwerer Blumenduft hängt in den unbewegten Lüften. Tief und immer tiefer sinkt die Sonne über die jenseitigen Berge am Neckar hinab, und diesseits im Südosten steigt auf leisen Schwingen der Halbmond über dem Laubwald empor. Vom Flusse herauf klingen die Töne eines schwermütigen Volksliedes und verhallen allmählich in der Thalbiegung nach Westen. Im Garten des Landhauses auf der Matt fliegt ängstlich und aufgereggt ein Finkenpaar zwischen den Baumästen und lockt in verzweifelten Tönen das verspätete Nestheckchen. Aus den dunkelnden Büschen des Parkes schluchzt eine Nachtigall ihr sehnsuchtsvolles Abendlied — untermischt mit kläglichem Hundegebell. Vom Hause her läßt sich ein unheimliches Schwirren von halblauten Stimmen vernehmen, und den Hügel herauf kommt langsam eine Kutsche. —

Jetzt öffnete sich von innen das Gitterthor, und mit verweinten Augen und verstörten Dienern kam Maggie den arglosen Ankömmlingen entgegen, und hinter ihr der Gärtner und das Zimmermädchen — fast ungerannt von Karo's wilden Freudenprüngen. — Unter lautem Schluchzen berichtete dann die alte Dienerin, daß Almy nirgends zu finden sei. Man habe ihn seit Stunden in allen Gründen und Schluchten des Waldes gesucht und schließlich gehofft, daß er nach Heidelberg gelaufen oder mit dem Zug gefahren sei, um seine Eltern am Bahnhof zu erwarten. Vielleicht, daß er sie dort im Gedränge nicht gesehen, vielleicht, daß er sich am unrechten Geleise aufgestellt habe. —

Einen Augenblick war Frau von Kuersdorf einer Ohnmacht nahe in die Kissen zurückgesunken, ermannte sich aber sofort und sprang aus dem Wagen, ohne sich auf den helfend

ausgestreckten Arm ihres Gatten zu stützen. — Auch dieser war bis in die Lippen erblaßt; doch kein Wort des Vorwurfes gegen die Dienstboten entglitt seinen Lippen. Sie waren ja alle so zuverlässig, so mit Leib und Seele seiner Familie ergeben! Es mußte also mit dem Verschwinden seines Herzensjungen eine besondere Bewandnis haben. —

Mittlerweile hatte der Kutscher auf einen Wink der Frau von Auersdorf die Pferde herum geworfen, und rasch waren die unglücklichen Eltern übereingekommen, daß der Vater nach der Stadt fahren, dort zunächst den Bahnhof absuchen und dann nach allen Seiten Alarmsignale ausschicken sollte. Die Mutter wollte mittlerweile nochmals eine gründliche Durchsuchung des Parks und dessen Umgebung vornehmen; vielleicht daß das Kind hinter einem Gebüsch eingeschlafen sei. Auch müsse man bei Lore anfragen lassen, ob diese vielleicht über Amys Verbleib eine Andeutung zu geben vermöchte. —

Von einer Refognoscierung der Bahndämme und des Neckarufers war keine Rede gewesen. Man wußte, daß der sonst so gewissenhafte Knabe nicht aus Lust zu gefährlichen Abenteuern, sondern nur aus Gründen eines allmächtigen Herzensdranges die elterlichen Gebote je übertreten konnte. —

Darauf begab sich der Gärtner in Begleitung des Zimmermädchens und der dicken Köchin, welche bis dahin mit dem erhabenen Gleichmut einer Küchenmonarchin der Sache ruhig zugeesehen hatte, nochmals nach den ferneren Wald- und Thalgründen, die bereits in tiefem Schatten lagen. Maggie hatte für diesmal zurückbleiben müssen. Sie konnte sich kaum mehr auf den Beinen halten; denn als Wärterin des Knaben sowohl, wie auch einst seiner Mutter, ertrug sie nun doppeltes Herzeleid. Noch keinen Augenblick

aber war ihr der Gedanke gekommen, das Verschwinden des Kleinen mit den ihm geliehenen Photographien in Verbindung zu bringen. —

Frau von Auerzdorf hatte bereits zum dritten Male die Kunde durch den buschreichen Garten und die benachbarten Felder gemacht und stand nun erschöpft, auf die Rücklehne einer Steinbank gestützt, als der sie begleitende Karo zuerst ein leises Knurren und dann ein lautes Bellen vernehmen ließ, worauf er in gewaltigen Sätzen dem noch offenen Gitterthore zurannte.

Innerhalb desselben stand ein Mann, in welchem Frau von Auerzdorf den Arzt vom jenseitigen Dorfe erkannte. Gleichzeitig kam Maggie mit aufgelösten Haaren vom Hause her gelaufen. Almy sei da, rief sie fast atemlos. Ein fremder Herr habe ihn durch die Hinterthür gebracht und ihrer Weisung zufolge die Treppe hinaufgetragen.

„Getragen!“ ruft die Mutter mit einem qualvollen Aufschrei. Man sieht, wie ihr die Kniee versagen. Der Arzt macht einige Schritte, um ihr beizustehen. Sie aber richtet sich zu ihrer vollen Höhe auf und deutet nach dem Hause, worauf sie als Erste das Beispiel giebt, wo Hilfe jetzt am nötigsten sei. Sie fragt nicht, ob ihr Herzens- und Schmerzenskind tot oder lebendig wäre; denn sie weiß, daß er nicht ohne Abschied von ihr gehen würde. Und in dieser Zuversicht sollte sie sich nicht getäuscht haben. —

Almy war nur ohnmächtig — von einem Hitzschlage wahrscheinlich, wie der Doktor sagte. Der Mann aber, der sich seiner angenommen hatte, war verschwunden, und niemand fragte nach seinem Verbleibe, wenigstens nicht, so lange der Knabe noch nicht bei vollem Bewußtsein war. —

Und dann kam auch Herr von Auersdorf, seiner Equipage voraneilend, den Hügel herauf, und neben ihm die kleine Lore, die sich krampfhaft bemühte, mit dem großen Manne gleichen Schritt zu halten. Keuchend erzählte sie ihm, daß der Doktor oben wäre. Sie habe ihn zum Glück an der Föhre getroffen, sonst hätte er nicht so rasch zur Stelle sein können. Und wie sich der Papa darüber freuen würde — der gute Papa! — der über Stock und Stein geklettert sei, um dem kranken Almy Hilfe zu bringen. —

Herr von Auersdorf hatte nur ein halbes Ohr für die Rede des Kindes. Er lief so rasch, daß ihm der Atem ausging, und der Schweiß ihm in dicken Tropfen von Stirn und Nacken rollte. Lore mußte endlich zurückbleiben und wurde dann vom Kutscher, der die dampfenden Pferde am Zügel führte, in den Wagen gehoben — und zwar mit einer Bärtlichkeit, als ob sie der allgeliebte Knabe selber gewesen wäre. —

In dem weiten, die ganze Hinterbreite des Hauses einnehmenden Gemach — dem Schlafzimmer der Hausfrau — liegt Almy auf dem altertümlichen Säulenbett. — Sein Gesicht ist bleich, die Finger der über der Brust gefalteten Hände zittern leise, und über die halbgeschlossenen Augenlider geht ein nervöses Zucken, als ob sie sich zu öffnen suchten. — Doch dauerte es noch geraume Zeit, bis das Kind aus dem fiebernden Halbschlummer erwachte.

Der Kleine sieht sich verwundert im Kreise um — nach den Eltern zu Füßen des Lagers, dem fremden Mann im holzgetäfelten Erker und dann nach der entgegengesetzten Zimmerecke, als ob er noch ein Anderes suchte.

„Lore?“ fragte die Mutter, sich über ihn beugend.

Er nickte. „Sie weiß alles,“ flüsterte er, „und auch, wie ich — zurückgekommen bin. Ich selber — weiß es nicht; ich bin — —“

Da trat der Arzt herzu und verbot, daß man ihn ausreden lasse. Die Hauptsache wäre, daß er wieder da und noch bei Leben sei; und alles andere würde sich von selber geben.

„Wird es?“ schienen die verängstigten Augen der Mutter zu fragen. — Der Arzt aber senkte den Kopf, als ob er die stumme Frage zu umgehen suchte, oder sie nicht verstanden hätte.

„Lorens Vater hat ihn hergebracht,“ erklärte leise herzutretend Herr von Auersdorf.

„Warum aber ist er nicht da geblieben?“ fragte die Mutter.

„Um unserem Danke auszuweichen, natürlich. Ich muß ihm morgen meine Aufwartung machen, obgleich es mir noch unbegreiflich ist — —“

Ammy seufzte und schloß die Augen, und der Arzt gab ein Zeichen, daß man das kranke Kind allein lassen möchte. —

Hinter den Bergen grollte leise ein heranziehendes Gewitter.

## VII.

„Verzeihe, Wilhelm!“

„Verzeihen, daß Du mir meinen Buben gerettet hast?“

„Daß ich Schuld daran gewesen bin, daß er den verhängnisvollen Geniestreich unternommen hat.“

„Du? Ich begreife Dich nicht — —“

„Mag sein! Setze Dich also, damit ich Dir den Zusammenhang erkläre.“

Es war Lorenz Vater, welcher, den Pinsel in der Hand, diese Worte sagte. Und der ihm gegenüber im Rahmen der Thüre stehende Mann war Herr von Auersdorf, sein Vetter und Spielgefährte aus Kindertagen, aus dessen Gesichtskreis er seit zwei Jahrzehnten verschwunden gewesen war; denn er hatte zufolge einer Mißheirat seinen Namen ändern müssen, andernfalls er enterbt worden wäre. Und darauf konnte er es um so weniger ankommen lassen, als seine Erwählte kein Vermögen, dagegen aber große Anlagen hatte, ein solches durchzubringen.

War es Zufall, war es Schicksal, daß die lang Getrennten sich hier nun wieder begegnen mußten in diesem unansehnlichen Häuschen, dessen Dürftigkeit nur durch den bis unter das Dach hinauf Frankenden Ephen etwas gemildert werden konnte. Herr von Auersdorf hatte daselbe bis dahin noch gar nicht beachtet, so dicht war es an die Berglehne angeklebt, so wenig bewohnt und bewohnbar schien es zu sein. Die kleinen Fenster waren nur an der Giebelseite des Hauses mit Vorhängen bekleidet; ihre äußeren Umrahmungen aber ließen viele schadhafte Stellen erkennen. An der Hinterseite des Häuschens hatten die Sturzbäche stellenweise den Bewurf weggeschwemmt, und das kleine, mit Kirichen- und Zwetschenbäumen bestandene Gärtchen hatte ein verwahrlostes Aussehen. Hinter demselben zog sich eine schmale Bergwiese zu einem hochauftrebenden Felsen hinan, auf welchem eine Aussichtsbank angebracht war. Jenseits derselben lief ein breiter Fahrweg zuerst in schräger Richtung noch weiter aufwärts, und dann in das jäh abfallende, schluchtenreiche Wolfsthal hinunter.

Die innere Einrichtung des Häuschens entsprach seiner Außenseite. Das Zimmer rechts des Eingangs war offenbar das Atelier. Dafür zeugten die unverhängten, nach Norden

gelegenen Fensterchen, sowie die in ihrer Nähe stehende Staffelei mit einem angefangenen Bilde, ein paar unregelmäßig an den Wänden befestigten Umrisszeichnungen und Skizzen, sowie die auf dem rohgezimmerten Tische, und auf dem Boden herumliegenden Malutensilien. Das einzige verfügbare Möbel in dem kleinen und doch so kahlen Raume war die Ottomane rechts der Eingangsthüre, und auf dieser hatte Herr von Auerödorf notgedrungen Platz nehmen müssen. Der frohe Schrecken über das unverhoffte Wiedersehen war ihm in die Glieder gefahren.

Auch dem Maler hatte das Herz in gewaltigen Schlägen gepocht, als er den beharrlich gemiedenen Better von der Landstraße längs des Neckars plötzlich ausbiegen und die in den Fels gehauenen Stufen emporsteigen sah. Da jedoch die Hausthür sowohl, als die Stubenthür offen stand, war ein rechtzeitiges Ausweichen nicht mehr thunlich gewesen. Er hatte nur noch einen flüchtigen Blick in den kleinen Wandspiegel geworfen und dann die lockigen braunen Haarbüschel so rasch mit dem Finger geordnet, daß sie ein sonderbares elektrisches Knistern von sich gaben, wie einst in den sonnigen Jugendtagen. Auch die Gestalt war noch schlank, geschmeidig und von aristokratischer Haltung, und was der Anzug an Eleganz ermangelte, verhüllte der weitfaltige Malerkittel. —

„Du begreifst mich nicht?“ entgegnete er jetzt mit leicht vibrierender Stimme, indem er sich auf die Staffelei niederließ. „Wie solltest Du auch von der Fortdauer meiner Existenz — zumal in diesen ärmlichen Verhältnissen — eine Ahnung gehabt haben! — Mir aber hat das Herz gewaltig geklopft, als ich erfuhr, daß Du Dir da oben „auf der Matt“ ein Haus zu bauen gedachtest — und mehr noch, als es fertig war und Du es in Gebrauch genommen hattest, während ich



mich doch auf Siriusweiten von Dir getrennt fühlte. Und daß ich aus dieser Entfremdung heraus nicht den ersten Schritt zu unserer Annäherung thun wollte, wirst Du mir ohne Versicherung glauben! Ich ging Dir aus dem Wege, wo immer ich Deiner ansichtig wurde, und vermied es, einen Fuß auf die Matt zu setzen, so lange Du noch nicht abgereist warst. — Wenn ich es nur auch zustande gebracht hätte“, fuhr er mit einem Seufzer fort, „nicht an Dich und unsere gemeinsam verlebte Knabenzeit zu denken und mir von meinem Töchterchen über die „Amerikaner“ vieles erzählen zu lassen. — Und sie hat es nur zu bald herausgefunden, mit welcher verbissenem Interesse ich ihr zuhörte, und ist es deshalb auch niemals müde geworden, im Walde oberhalb Deines Anwesens herumzustreifen und nach Haus und Garten herab zu spähen. — Erst in diesem Sommer hat sie den vorderen Weg über die Matt genommen und dann durchs Thor die Bekanntschaft Deines Söhnchens gemacht. — Dieses aber hat sie mir nicht verraten, bis es zu spät zur Abwehr gewesen ist. Doch wirst Du meinem Edelmannsworte glauben, daß ich an der Escapade der Kinder keinen Anteil hatte.“

„Aber Kurt, als ob es dessen unter uns bedürfte!“ rief Herr von Auersdorf, sich vorwärts neigend und ihm die Hand entgegenstreckend, die jener herzlich schüttelte.

„Ich habe mich entschieden geweigert, den Wunsch der kleinen Ausreißer zu erfüllen“, fuhr der Maler nach einer Pause fort. „Aber schon über die Maßen trostlos wegen meines langen Ausbleibens waren sie über meine Weigerung geradezu in Verzweiflung. Lore verlegte sich aufs Bitten, und Almy weinte — weinte so lange und herzbewegend, daß ich zu seiner Beruhigung ihm endlich das Versprechen gab,

einstweilen eine kleine Federzeichnung von ihm entwerfen zu wollen. — Vorausbezahlung aber würde ich in keinem Falle annehmen. Doch möge er in diesem Punkte gänzlich außer Sorge sein. —

„Almy glaubte meinem Worte und verabschiedete sich nach der Sitzung mit glückstrahlendem Gesichte unter Zurücklassung seiner Photographien, um dann oben im Walde zusammen zu brechen, nachdem er kaum meinen Blicken entschwunden war. — Zum Glück hat die Lore Verstand genug gehabt, sogleich den Berg herab zu laufen und mich zu Hilfe zu rufen. Du kannst Dir denken, daß ich mich nicht gesäumt habe, und Lore auch nicht, nachdem ich ihr die Weisung gegeben hatte, den Arzt zu holen. Welche Last aber würde mir vom Herzen sein, wenn ärztliche Hilfe nicht vomnöten wäre!“

„Almy ist etwas — herzleidend“, entgegnete Herr von Auersdorf mit beklommener Stimme, — „die Folge früherer Gelenkrheumatismen, wie sie drüben oft schon jungen Kindern eigen sind. Eine radikale Luftveränderung in Waldesnähe und Einsamkeit wurde von den New-Yorker Ärzten dringend angeraten; und in Erinnerung an die schöne Studentenzeit beschloß ich, mich in diesen Bergen anzusiedeln. Denn wer vermöchte sie zu vergessen, der ihren Zauber je erfahren hat! —

„So frisch und froh und frei fühlte ich mich hier“, fuhr Herr von Auersdorf mit leuchtenden Blicken fort, „daß es mich eine Unmöglichkeit dünkte, in die engherzigen Anschauungen meines Vaterhauses zurückzukehren und das Joch veralteter Standesvorurteile wieder auf mich zu nehmen. Ich wanderte über den Ozean — das Übrige wirst Du dir denken können.“

Und er erhob sich.

„In welcher Weise Du Deine engelgleiche Frau gefunden hast?“ entgegnete der Maler, sich gleichfalls erhebend. „Ah, Du willst mich schonen, mich nicht an mein eigenes, unseliges Eheleben erinnern. Als ob ich nicht ohnehin beständig daran denken müßte! —“

„Noch ein Wort, Kurt!“ versetzte Herr von Auersdorf mit gefaßter Stimme, indem er seinen Hut vom Nagel nahm und ihn mit verlegenen Mienen zwischen den Händen hin- und herdrehte. „Hat — Deine Frau — hm! — Müßtest Du — Dich scheuen“ —. Er verstummte, da es ihm offenbar zu schwer wurde, ein so zartes Thema mit klaren Worten anzudeuten.

Der Maler kam ihm verständnisvoll zu Hilfe. „Sie ließ sich nichts zu Schulden kommen,“ sagte er, sich straffer aufrichtend, „was sie der Achtung Deiner Gattin unwert machen könnte. Was zwischen uns liegt, hat sie mit mir allein abzumachen.“

Herr von Auersdorf that einen erleichterten Atemzug. „Du bist — arm, gestehe es mir!“ sagte er dann mit unsicherem Blicke, indem er sich zum Gehen anschickte.

„Ja!“

„Und Deine Frau hat weder zu sparen, noch zu erwerben verstanden?“

„So ist es — es sei denn, daß ich sie auf die Bühne zurückkehren ließ, wovon natürlich keine Rede sein konnte. — Daher von Anfang an unsere Mißhelligkeiten, die sich mit unserer wachsenden Armut beständig vergrößerten. Und jetzt kann ich ihr jährlich kaum noch zwölf- bis fünfzehnhundert Mark zuwenden.“

„Etwa so viel, als Du früher für Deine Cigarrenspitzen brauchtest,“ dachte Herr von Auersdorf. Doch ver-

mied er es, diesen Gedanken laut werden zu lassen, da man Leute in bedrängter Lebenslage ja nie schonend genug behandeln kann. „Vielleicht habt Ihr Beide nicht viel vom Haushalten verstanden?“ sagte er dann nach einer beklemmenden Pause.

„Da kannst Du recht haben!“

„Und — — Nun, ich will mich nicht in Deine Angelegenheiten drängen und nur noch das Eine erwähnen, daß ich — wenn auch nicht reich, so doch wohlhabend bin. Und Du wirst mich nicht im Verdacht haben, daß ich drüben — so geizig geworden bin, um — —“

Kurt Benno — weiland Baron von Kirnau — verharrte einen Augenblick unentschlossen zwischen Thür und Angel. Dann sprang er die Steinstufen hinab, ergriff die Hand seines Veters, schüttelte sie ein paar Mal mit jugendlicher Hestigkeit, und ein Lächeln des Scheidenden war Bürge, daß die Männer sich auch ohne Worte verstanden hatten.

### VIII.

Auf der Chaise-longue in der Mutter großem Schlafgemach liegt Almy im sanften grünen Lichte der schräg durch die Bäume leuchtenden Nachmittagssonne. Es duftet nach Rosen, jedoch kaum merklich, da der Arzt alle scharfen Gerüche verboten hat. Neben dem Ruhebetto sitzt Frau von Auersdorf mit bleichen übernächtigen Zügen und hält die fieberhaft zuckenden Hände des Kindes in ihren eiskalten, ruhigen. Auf dem weichen Fußteppich des anstoßenden Raumes hört man zuweilen einen leichten Schritt; und dann öffnet sich ganz leise die nur angelehnte Zwischenthüre. Herr von Auersdorf streckt den Kopf herein, lächelt ein

wenig aus den traurigen Augen, um sich dann rasch wieder zurückzuziehen. —

„Kein Grund freilich zu Besorgnissen“, hatte Heidelbergs berühmtester Professor erklärt — dann aber bedächtig hinzugesetzt: „Wenn nichts dazwischen kommt.“

Wenn nichts dazwischen kommt: Ein banges, ein inhaltschweres Wort! Doch ist das Kind ja noch so jung, so lebensfreudig — und so wohl behütet Tag und Nacht. — Die Mutter ist seit ihrer Rückkehr von Frankfurt nicht mehr von seiner Seite gewichen, und der Vater nur ausnahmsweise, um in Haus und Garten nach dem Rechten zu sehen. Dann aber hat er gleich wieder in die Krankenstube geblickt, um sich zu vergewissern, daß alles noch wie zuvor — und keine weitere Gefahr im Anzuge ist — — Gottlob keine? — Denn mit dem alten — immer so leise ums Haus schleichenden Feinde hatte man ja schon so oft gerungen und ihn durch die unermüdlichste Sorgfalt und Beharrlichkeit immer wieder von der Schwelle abgewehrt — schon von der Wiege des zarten Knaben an. Allein so kammerschwer und düster es auch gewesen sein mochte — es ist immer wieder heiter und sonnig geworden. Also nur abwarten und nicht im Gebet erlahmen! — Nicht daß man dem himmlischen Vater etwas abtrogen will — nein, o nein! — Nur ihm sagen, wie unaussprechlich lieb einem das Kind in den zehn Jahren geworden ist — wie sehr man mit ihm verwachsen sei — und wie öde es ohne dasselbe in der Welt sein müßte! —

Die Mutter ist scheinbar am gefaßtesten und hat es auch am besten; denn sie darf beständig um ihren „Laddy“ sein. Der Vater aber muß, wie gewöhnlich, den Verkehr mit der Außenwelt vermitteln.

Und jetzt richtet das süße Kind sich auf und faßt nach der Mutter Händen und bedeckt sie mit Küffen. „Nicht wahr, Mama! Du bist mir nicht böse, daß ich Euch solchen Schrecken verursacht habe? — Ich wollte ja nicht ungehorsam sein, sondern nur — —“

„Ich weiß es, mein Liebling!“ wehrte die Mutter zärtlich ab und drückte ihn sanft in die Kissen zurück, streichelte ihm Wangen und Hände und ermahnte ihn zur Ruhe. „Es ist ja so lieb und gut von Dir, daß Du mir eine Freude zu meinem Geburtstag machen wolltest; nur hast Du es leider vergessen, daß Du Dich nicht anstrengen darfst, zumal in der Sonnenhitze. Doch soll Deine Mühe ja auch nicht vergeblich gewesen sein. Früher oder später muß das Bild zu Stande kommen, und Du darfst dazu hier im Hause sitzen — ein-, zweimal vielleicht. — Und damit es Dir nicht zu schwer falle, soll Deine kleine Cousine auch dabei sein. Denk doch nur — die kleine Lore Deine Cousine im zweiten Grade! — Und wenn sie will, und ihre Eltern nichts dagegen haben, so kann sie immer bei uns bleiben und mit uns nach Amerika gehen.“

„Und dann habe ich endlich einmal eine Schwester. O welch ein Glück! Denn bis jetzt habe ich nichts als meinen Pony und meinen Karo gehabt. — Wo ist doch der Schwarze, daß ich's ihm sagen kann? — Ich weiß ja, wie sehr er sich darüber freuen wird! —“

„Gewiß, gewiß, Darling! Und nun schlafe!“

„Ja, ich will. Nur mußt Du mir Deine Hand lassen. Und auch der Papa soll jetzt hier bleiben. — Bitte, bitte! —“

Und Herr von Auersdorf, der gerade eben wieder den blonden Kopf durch die Thür gesteckt hat, kommt auf den Behen hereingeschlichen. Er umfaßt das blasse Haupt

des Knaben mit zitternden Händen und küßt es auf die Stirn. Und dann schlummert das Herzenskind wieder ein; und statt einem sitzen zwei an seinem Lager — — lange, lange, bis die Sonne hinter den Bergen hinabgesunken ist und der Nachtwind leise über die Wipfel weht. Und sie geloben sich's mit den Augen, wie heute, so immer Freud und Leid miteinander zu teilen und das Beste zu hoffen — „wenn nichts dazwischen kommt.“ —

Allein es ist etwas dazwischen gekommen, obgleich die Ärzte sich über die Namen der neuen Feinde noch nicht ausgesprochen haben. Denn es sind jetzt deren mehrere. — Der berühmteste Professor Heidelbergs kommt täglich heraus, und einer seiner Assistenten hat sich auf Wunsch der Eltern ganz im Hause einquartiert, um jede Minute zur Stelle zu sein. Dazu hat man noch zwei geprüfte Wärterinnen, die sich mit den Eltern Tag und Nacht in die Pflege des schwerkranken Kindes teilen. Ihr Hauptbestreben ist jetzt vor allem, das Gehirn zu schützen mit kalten Kompressen und Eisumschlägen. — Also eine Entzündungskrankheit! Aber welche? — Die Ärzte schweigen und schütteln die Köpfe — und erklären endlich das Gehirn aus aller Gefahr befreit. —

Einen Augenblick atmen die Eltern erleichtert auf und wundern sich, daß die Wärterinnen noch immer auf den Behen herumschleichen, und die Ärzte so sorgenvoll und verschlossen bleiben. Diese beklopfen die Brust und behorchen den Atem. — Wie schwer er wird — immer schwerer! — Die Hände zucken heftig, und gegen abend stellen sich Krämpfe im ganzen Körper ein. Das Kind leidet — es leidet fürchterlich. Man sieht es an dem qualvoll arbeitenden Herzen, an der dunkelroten Gesichtsfarbe. Allein zwischen jedem neuen Paroxysmus lächelt es wie verklärt seine Eltern an,

flüstert ihnen liebevolle Worte zu und behauptet, keine Schmerzen zu haben — o nicht der Rede wert! — Seine rebellischen Unterthanen — auf seine krampfgeschüttelten Glieder zeigend — führen den Tanz auf eigene Kosten auf. Es mag etwas bedenklich aussehen, doch sei es nichts Gefährliches. Denn wenn es so schlimm mit ihm stünde, wie man zu glauben scheine, so müsse er es doch von allen am ersten wissen.

Dann eine neue Verrentung, ein leises Schmerzensröcheln und darauf ein Aufschrei wie aus zerrissener Brust heraus: „Es thut mir ja nicht wehe, Mama! auch nicht ein bißchen wehe!“ Und dann eine ohnmachtähnliche Erschlaffung, in welcher die Lebensgeister sich zu ihrem letzten Kampfe sammeln. — —

Die Nacht sinkt tief und immer tiefer. Trüb und schwer hängen die Wolken am westlichen Horizonte, und im Osten erhebt sich ein Windsturm, der die Bäume bis zu ihren Wurzeln erschüttert und die Vögel aus dem Schläfe rüttelt. — Kreischend fliegt ein Käuzlein im Walde oberhalb des Parkes auf: Es ist der Totenvogel. — Wenigstens behauptet dies die blonde Else, das Zimmermädchen — ein frisches Bauernkind aus den Odenwaldbergen. Ganz deutlich will sie den wiederholten Beckruf: „Geh mit! Geh mit!“ gehört haben, und sie verteidigt dies um so hartnäckiger, je ungläubiger die beiden Ausländerinnen — Maggie und die dicke Köchin — die Köpfe schütteln und mit überlegenen Mienen von deutschem Aberglauben sprechen. Sie ahnen es nicht, daß sie — wenn auch nicht gerade diesen, so doch ihr reichliches Teil von anders geartetem Volksaberglauben über den Ozean mitgebracht haben. —

Doben aber im Krankenzimmer sitzen beim matten Schein einer grün verhängten Lampe zwei blasse Menschen



mit schwarzumschatteten Augen und lauschen hänglich auf die jetzt leise gehenden Atemzüge ihres Kindes, dessen Gesichtsumfang sich mehr und mehr zu verringern scheint, dessen Farbe immer durchsichtiger wird. Die Wärterin hat sich im Nebenzimmer ein wenig schlafen gelegt, und der Hilfsarzt sitzt angekleidet unten in der Vorhalle und blättert zerstreuten Blickes in einem vor ihm liegenden Buche. Lesen kann er nicht. Denn der Junge droben ist ihm in der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft ans Herz gewachsen, und er weiß, daß für die armen Eltern nichts mehr zu hoffen ist. —

Und mit dem letzten Abendzuge fuhr er nach der Stadt, um seinen Chef, wie er sagte, über ein neues Symptom zu konsultieren. Die Wärterin aber wußte es besser. Almy bedurfte keines Arztes mehr. Er fühlte sich ja so leicht und wohl, so blaß und klein auch sein liebes Gesichtchen auf dem weißen Kissen ruhte. — Und wie sich die Großeltern über seine Genesung freuen werden, und der neue Dunkel, und Lore! — Wenn sie doch nur kommen würde! — Und auch den guten Karo möchte er endlich wiedersehen. — Wo er nur bleiben mag, der faule Kerl! Er kann doch nicht bis in den hellen Tag hinein schlafen! — Und wie so schön die Sonne heute über dem Walde aufgeht. Es ist ja alles so wunderbar hell — so rötlich angestrahlt! — Und wie so süß die Vögel ihr Morgenlied singen! Oder sind es die Engel im Himmel, Mama? —“

Diese nickt lächelnd mit dem Kopfe; sprechen kann sie nicht. — Sie sieht nach den trüb angelaufenen Fensterscheiben, an denen der Regen in großen Tropfen niederrieselt, und darüber hinweg nach den bewaldeten Bergen, die bis zur Mitte herunter mit schweren Wolkenschleiern verhangen sind. — Und dann blickt sie wieder auf das verklärt aussehende Kind

und kniet am Bette nieder und nimmt die kleine eiskalte Hand in ihre heiße, fieberzuckende. — Und von der andern Seite des Zimmers naht sich der Vater. Er muß sich am Bettpfosten halten, um nicht umzusinken. Doch lächelt er herzlich und läßt sich auf die Kniee nieder, um sich nicht mehr zu erheben, so lange das geliebte Kind zwischen den Thorflügeln zweier Welten schwebte. —

„O Mama! Mama!“ rief der Knabe, sich halb im Bette aufrichtend. „Sieh doch nur, wie schön das ist, und wie die Englein mir entgegen fliegen! — Sie lächeln mir zu — sie küssen mich! Und mir ist jetzt so leicht, so wohl! Das franke Herz thut nimmer weh — o niemals wieder! Nur nicht weinen um mich — Mama, Papa! — Lebt wohl! lebt wohl! Auf Wiedersehen! — —“

Der Sturm hatte mittlerweile nachgelassen, und hinter dem zerrissenen Gewölke trat plötzlich der leuchtende Mond hervor. Seine silberweißen Lichter spielten auf den Wasserlachen der Kieswege, und in den allenthalben an Büschen und Bäumen hängenden Regentropfen. Vom Walde zwitschert leise ein noch schlaftrunkenes Vögelein, und jenseits des Neckars setzt eine tiefstöhnende Turmuhr zum Schlage der dritten Morgenstunde ein. —

Die Eltern aber knieten und knieten und beteten in ihren Herzen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobet! —“

Und dann erhoben sie sich und drückten ihrem Kinde die Augen zu.

## IX.

Zwei Tage später stieg ein hochgewachsener Mann mit mühsamem Schritte die Steinstufen zum Häuschen des

Malers empor. Als letzterer ihn kommen sah, blieb er einen Augenblick wie erstarrt in der Mitte des Gemaches stehen, und in seinen Mienen mischte sich Schrecken und Mitleid. Vor wenigen Tagen hatte sein Better noch lichtblonde Haare gehabt, und jetzt waren sie über der Stirn und an den Schläfen schneeweiß geworden. Ehe er den Gast jedoch zum Eintreten aufmunterte, beeilte er sich, ein auf der Staffelei stehendes Bild rasch hinwegzunehmen und hinter einer Bretterwand zu bergen.

Trotz der tiefen Bekümmernis aber, die sich in Herrn von Auerzdorfs ganzem Wesen ausdrückte, blieb er einen Augenblick überrascht auf der Thürschwelle stehen. Sein künstlerisch geschultes Auge hatte sofort die große Veränderung wahrgenommen, die sich mittlerweile in dem Atelier vollzogen hatte. Der Boden war sorgfältig von Staub und Schmutz gesäubert, sowie die Stubenecken von den Spinnweben. Die Studien an den Wänden und die Malutensilien auf dem Tische waren besser geordnet, und die Möblatur war um einige Stühle vervollständigt worden. Selbst mit dem Maler war eine augenfällige Veränderung vorgegangen. Das noch dicke Kraushaar war an den Schläfen zurückgestrichen, und die schön modellierte, wenn auch nicht gerade hohe Stirne trat somit mehr in den Vordergrund und machte das etwas gedrungene Gesicht länger und ausdrucksvoller. Das Kinn war ungleich sorgfältiger rasiert, und der müde Blick der graublauen Augen, der Herrn von Auerzdorf bei seinem ersten Besuche so ins Herz geschnitten hatte, war lebendiger und teilnehmender geworden.

Mechanisch haben die beiden Männer sich auf die Rohrstühle niedergelassen. Sie sehen sich an, wollen sprechen und finden keine Worte, bis endlich Herr von Auerzdorf das

bänge Schweigen bricht. Er erzählt, was der Maler bereits aus den Zeitungen erfahren hat, daß die Einsargung seines Kindes und dessen nachherige Überführung nach Heidelberg zum Zweck der Einbalsamierung am folgenden Vormittag um elf Uhr stattfinden solle. Darauf würden sie so bald als möglich mit den teuren Überresten ihres kurzen Erdenglückes nach Amerika zurückkehren und voraussichtlich auf mehrere Jahre nicht mehr nach Deutschland kommen. Nun aber wäre er jetzt weder in der Lage, noch in der Stimmung, die mit so viel Mühe und Kosten gesammelten Karitäten so verpacken zu lassen, um sie in Heidelberg deponieren oder mitnehmen zu können. Es würde ihm daher ein großer Gefallen sein, wenn er das Haus mit allem, was darum und daran hängt, bis auf weiteres der Obhut seines Veters übergeben dürfte. Einen besseren Verwalter würde er gar nicht finden können; und was die Frau Verwalterin anbelange — —“

Er verstummte, als er die abwehrende Handbewegung des Malers bemerkt hatte und nahm dann nach einer Pause das Wort wieder auf, während seine Augen den Boden suchten:

„Es fällt Dir schwer, wie ich sehe, mich geduldig anzuhören. Doch muß ich Dir zu bedenken geben, ob Du nicht deshalb vielleicht so streng gegen Deine Gattin fühlst, weil Du Dir ein falsches Ideal von ihr gemacht hattest? — Sie war, wie man sagt, ein schönes, vom Beifall der Menge verwöhntes Geschöpf, und sie hat Dir ihre Zukunft, ihren Ruhm aufgeopfert, um sich mit Dir in diese Einsamkeit zurückzuziehen — eine paradiesische Einsamkeit freilich! — Um sich an einer solchen jedoch genügen zu lassen, bedarf es seelischer und geistiger Ressourcen, die man sich nicht beim Schimmer der Proszeniumslampen unter den Klängen einer schmetternden Orchestermusik zu verschaffen pflegt. — Du

aber —“ und jetzt erhob er den Blick und richtete ihn frei und fest auf sein stummes Gegenüber — „noch voll der alten Standesvorurteile, die uns längst noch im Blute stecken, nachdem wir sie aus Gründen der Vernunft überwunden zu haben glauben — verlangtest eine unbegrenzte Hingebung und Dankbarkeit als Ersatz für die geopfertten Familienbeziehungen, denen sie keine Rechnung tragen konnte. Sie fühlte sich ja so glücklich in jener Welt des schönen Scheines, in der sie aufgewachsen war, in der sie sich bis dahin mit so viel Glanz bewegt — und der sie nur aus Liebe zu Dir den Rücken gekehrt hatte.“

Der Maler schüttelte leise den Kopf, und Herr von Auersdorf fuhr mit sanfter, zum Herzen dringender Stimme fort: „Ich weiß, was Du mir einwenden willst: Die Vernachlässigung ihrer Pflichten als Hausfrau und Erzieherin. Doch bedarf es zur Ausübung derselben nicht auch der systematischen Vorbereitung wie bei jedem andern Berufe? — Und sind wir Männer so vollkommen, daß wir die entgegengesetztesten Fähigkeiten und Fertigkeiten im Handumdrehen zu erreichen vermögen? — Ja, sind wir auch nur so gerecht und vernünftig, um jedes Geschöpf nach seiner Art zu nehmen, anstatt zu erwarten, daß es sich nach der unsrigen umändern solle? —

„Doch verzeih,“ fuhr er sich erhebend fort, „ich will und darf mich nicht des weiteren in Deine Angelegenheiten drängen, am wenigsten jetzt, wo ich all' meine Kraft nötig habe, um mich meiner seelenstarken Frau und meines verklärten Knaben würdig zu erweisen. Auch hätte ich mir nicht halb so viel herausgenommen, wenn nicht so bald schon die ganze Breite des Ozeans wieder zwischen uns liegen würde. — Wenn Du mir Dein Kind mitgeben willst —

unter Einwilligung ihrer Mutter natürlich, so soll es unser eigenes sein, ohne daß es Dir deshalb entfremdet werden müßte. Ziehst Du aber vor, sie einstweilen in einer Erziehungsanstalt diesseits des Meeres unterzubringen, so würde ich mit Freuden für die Kosten aufkommen. Alles übrige überlasse ich Deinem Freundes- und Vaterherzen. Du mußt nun thun, wozu der Geist und das Herz Dich drängt."

## X.

Im großen, die ganze Vorderseite des Hauses einnehmenden Empfangsalon steht ein hoher, mit weißem Kaschmir ausgeschlagener Katafalk und auf demselben ein silbergeschmückter Sarg, in welchem Almy unter weißen Blumen und grünen Sträuchern den letzten langen Todesschlummer schläft. Matt fällt das Tageslicht durch die dichtverhangenen Fenster; doch von den beiden Kandelabern zu Häupten des Lagers fallen die Strahlenbündel von Duzenden hoher Wachskerzen, und auch seitwärts flimmert es weiß aus dem dunklen Grün der Palmen- und Orangenbäume. Eine große, heilige Stille ist über das Totenzimmer, sowie über das ganze Haus verbreitet. Selbst die Pferde vor den Equipagen und Mietskutschen innerhalb und außerhalb des Gitterthores scheinen den Atem anzuhalten, und ebenso geräuschlos sitzen die Kutscher auf hohem Boocke und nicken nur zuweilen dem einen oder dem andern der Livreebedienten zu, die sich innerhalb des Gartens, hinter den dort versammelten Trauergästen leise hin- und herbewegen. — Alles harret der Ankunft des Heidelberger Stadtpfarrers.

Mit geisterhaft weiten Augen, die das Weinen verlernt zu haben scheinen, gehen die Eltern stumm und steinern

in den oberen Gemächern umher, knieen abwechselnd zu Füßen des Katafalkes nieder und kehren dann wieder in das große Hinterzimmer zurück, wo Almy seinen kurzen schweren Erdenkampf gekämpft und so glorreich beendet hatte. —

Dann erscheint der Geistliche, und während die Trauerhandlung ihren Anfang nimmt, drängt sich ein Mann im Arbeitskittel durch das obere Gartenpförtchen. — Der Mann trägt auf der Schulter einen mit grober Packleinwand bedeckten Gegenstand und geht damit durch die offene Hinterthür die Gefindetreppe hinauf, ohne von jemand angehalten und zur Rede gestellt zu werden, worauf er ebenso unbemerkt den Rückzug antritt. —

Nach beendeter Feierlichkeit treten die Trauergäste an die Eltern heran, um ihnen die üblichen Worte des Beileids zu sagen. Einige drücken den Schwergeprüften auch nur stumm die Hände, aber ihre Thränen sind beredter, als Worte es gewesen wären. Der letzte in der Reihe ist Maler Benno, der an der Hand sein schluchzendes Töchterchen hält. Dann wird das Sarglein aufgehoben, weißgekleidete Kinder mit Blumen und Kränzen in den Händen gehen vor und hinter den Trägern her. Draußen vor der Freitreppe aber werden sie von einer spalierbildenden Schar uneingeladener Gäste empfangen: Den Armen und Nothleidenden der Umgegend, in deren Hände der liebe Tote so oft sein kleines Portemonnaie geleert hatte. —

Der Sarg steht ganz unter Blumen und Kränzen vergraben auf dem Totenwagen, und die Kutschen ordnen sich zum Zuge. Nur die erste ist noch unbesetzt — der Eltern harrend, denen das liebste auf der Welt hinweggeführt werden sollte. — Droben stehen sie im stillen Trauersaale und blicken wie betäubt nach der Stelle, wo eben noch der Sarg ge-

standen hatte und können es nicht fassen, daß dieselbe nun auf immer leer sein sollte. — Und wie auf ein gegebenes Zeichen sinken sie wortlos auf die Kniee zu Füßen des Gerüstes nieder.

Während dessen ist Maler Benno durch die breite Flügelthür auf den Flur hinausgegangen und dann durch die nach den mittleren Gemächern führende Thüre wieder zurückgekommen. Er geht auf den Zehen — und hinter ihm ebenso leise das Zimmermädchen mit dem Gärtner, welche den mit Leinwand bedeckten Gegenstand zu Häupten des Katafalkes aufstellen. Verwundert blickt die am Fenster stehende Lore dem seltsamen Beginnen ihres Vaters zu. Er ist hinter die Pflanzsträucher zwischen den beiden Kandelabern getreten — ein leises Geräusch — die Leinwand fällt — und enthüllt in einfacher aber geschmackvoller Umrahmung ein Ölgemälde:

Am Rande eines jäh abstürzenden Felsvorsprunges schlummert ein Mädchen mit den Zügen und Haaren der kleinen Lore und über ihm geneigt mit mild verklärtem Lächeln schwebt des Kindes Schutzengel. Rechts stürzt sich ein reißender Wildbach in den unten heraufgähenden grauenvollen Abgrund. Links ragt aus braungetöntem Dornestrüpp mit verführerischer Farbenpracht ein Bündel des roten Fingerhutes, dessen hochschwankende Stengel nach dem schlafenden Kinde zu greifen scheinen. Oben durch die dichtverschlungenen Kronen der Edeltannen sieht ein Stückchen tiefblauen Himmels herein, als ob der Engel nur eben jetzt durch die runderliche Öffnung herabgestiegen wäre. —

Von einem leisen Lufthauche angefacht, beginnen die Kerzen zu flimmern und zu zucken, und in dem raschen Wechsel von Licht und Schatten scheint sich das Bildnis aus



dem Rahmen zu lösen und langsam zu bewegen: Es ist Almy, als ob er lebte und lebte und doch auf Sternenweiten aller irdischen Berührung entrückt wäre. —

„O Almy, Almy!“ rief Lore mit flehend erhobenen Händen, indem sie in die Kniee sank, „bitte für mich, daß ich auch so lieb und gut werde, wie Du gewesen bist und —“ setzte sie leiser und wie mit verschämter Miene hinzu — „daß auch Papa und Mama sich wieder lieb bekommen.“

Die Eltern waren aufgesprungen und starrten wie gebannt nach dem so plötzlich an der leer gewordenen Stelle erschienenen Wunderwerke. Ihre toten Blicke beleben sich und kehren sich dann verklärt dem Künstler zu, dessen Genius unter dem zwingenden Impulse einer starken Gefühlserregung die Hülle gesprengt hatte. Und zum erstenmale fühlt er die volle Freude des Gelingens und einen dementsprechenden Drang, auch andere dieser Freude teilhaftig zu machen. Seine Augen erglänzen, seine Wangen röten sich, und sein Kind vom Boden aufhebend, streicht er ihr über das schwarze Lockenhaar und flüstert mit bewegter Stimme: „Nun komm, meine Tochter, und laß uns — zur Mutter gehen! —“



## Der kleine Felix.

**F**ur guten Stunde — an einem Sonntag zwischen zwölf und zwei — war er geboren und hatte deshalb auf Anraten des Pfarrers den Namen Felix, das heißt „der Glückliche“ bekommen.

Er hatte goldschimmernde Haare, große, blaue, verständige Augen und eine aus Milch und Blut gemischte Gesichtsfarbe.

Und als er so mit seinen halbnackten Beinchen am Fenster stand und durch die tanzenden Schneeflocken auf die Gasse schaute, da hätte man sich wirklich keinen glücklicheren Knaben im ganzen Lande vorstellen können.

Heute aber blickte er ganz besonders vergnügt in die Welt; denn es sollte „ausgedroschen“ und morgen endlich wieder Brot und — Kuchen gebacken werden. Zwar nur von schwarzem Teige und nichts darauf als etwas „Klumpen“ — gepresste Sauermilch; für den kleinen Felix aber war Klumpenbrot das beste, was er kannte, ausgenommen vielleicht — ja, was denn nur? Arme Bauernkinder haben keine Wünsche, indem sie aus Erfahrung wissen, daß dieselben selten in Erfüllung gehen.

Und doch — so bescheiden auch der kleine Felix in seinen Ansprüchen war — einen Wunsch hegte er denn doch zuweilen — und zwar einen Wunsch so groß und kühn, wie

der nach einem Königreich, und deshalb auch ganz so hoffnungslos, nämlich nach einem Rahmhafen voll Butterschaum; denn der obere Abhub und untere Bodensatz der zu Schmalz ausgelassenen Butter war alles, was die Mutter ihren Kindern zuwenden konnte, falls sie je einmal einen Ballen derselben im Hause behielt und nicht an die Händlerin verkaufte.

Und doch hatte sie ihre Kinder ja so lieb — so lieb, daß sie keinen Augenblick gezögert hätte, sich das Herzblut für sie abzapfen zu lassen, wenn ihnen damit gedient gewesen wäre. Aber Butterbrot — nein, das gab es nie im Hause.

Verwöhnt ist also der kleine Felix nicht geworden. Er hatte schon früh die große Wahrheit begriffen, daß Brot zu den Notwendigkeiten des Lebens — Butter und Käse aber nur zu dessen Zufälligkeiten gehörten — eine seltene Gottesgabe, wie etwa bei Kindstauen und Hochzeiten, bei welchen alle Nachbarkinder — nähere und fernere — sich von alters her ihren Anteil holen durften.

Freilich, der erste im Haufen ist der gute Felix bei solchen Veranlassungen nie gewesen, sondern stets der letzte einer, so daß es oft nicht mehr für ihn reichen wollte. Doch solcherlei Enttäuschungen gehörten eben zum Leben, in das er so unversehens gekommen war, und er machte sich somit auch keine weiteren Gedanken darüber. —

Morgen aber, wie gesagt, sollte wieder einmal gebacken werden; denn während des Dreschens hatte die Mutter keine Zeit dazu gehabt, indem sie stets die erste und die letzte in der Scheuer sein mußte.

So war der kleine Felix jetzt auch ganz verwundert, daß sie schon während des Vormittags in die Stube kam, und ihn zu waschen begehrte.

„Aber Mutter, es ist ja noch nicht Sonntag?“, be-

merkte er, und sie lachte und würbe ihn auf die Backe geküßt haben, wenn sie die Zeit dazu gehabt hätte. —

Aber schon rief es wieder unten an der Stiege: „Mach, daß Du herunter kommst! Wir wollen puzen!“ — das Getreide nämlich, wobei die Mutter die Windmühle drehen und der Vater aufschütten mußte. Doch hatte seine Stimme auch rauh geklungen, es war nicht böse gemeint; denn wo der Kampf ums tägliche Brot ein gar so harter ist, kann man einander nicht immer zart und behutsam anfassen. —

Gleich darauf kam Nachbars Christian zur Thüre herein, während es in der Scheuer zu klappern begann.

„Horch!“ sagte der kleine Felix, den Finger auf den Mund legend: „hörst Du, wie mein Herrgott zankt?“

„Dein Herrgott?“ gab der schwarzköpfige Bube verwundert zur Antwort.

„Ja, willst Du ihn sehen?“

Christian nickte.

„So komm!“

Und sie stiegen die Treppe hinunter und gingen in die Scheuer, wo Felix auf die Windmühle zeigte, deren Geclapper er mit dem Donner verwechselt hatte. —

Bald darauf hörte man abermals den Takt der Dreschflegel: Eins, zwei, drei, vier! Eins, zwei, drei, vier! Denn die beiden älteren Brüder mußten auch mitthun, so klein sie auch noch waren. Und gegen Abend kamen sie laut die Stiege herauf gestürzt und sagten dem Felix, daß es nun Zeit wäre, den „Hebtremmel“ zu holen.

Dies war nämlich ein sagenhaftes Instrument, mit welchem man vor Zeiten die letzte Garbe aus dem „Barn“ gehoben haben soll.

„Mir auch recht,“ entgegnete Felix; „wo soll ich ihn denn holen?“

„Beim Göhrle.“ (Taufpathen.)

Und fort ging es, das Dorf hinunter, mit um den Hals gehängtem Tornister, um die Äpfel Birnen und Hüheln hinein zu thun, die man bei dieser Gelegenheit zu bekommen pflegte.

Felix hatte auch ziemlich schwer zu tragen, als er wieder den Heimweg antrat; doch trabte er wacker von dannen, unbekümmert darum, daß Alte und Junge hinter ihm herlachten und ihn einander mit den Fingern wiesen.

Auch Eltern und Brüder fingen zu lachen an, als sie seiner ansichtig wurden, und darauf fragten sie ihn, ob er sich denn nicht einmal im Spiegel besehen wollte.

„Wozu?“ versetzte der Kleine gleichmütig. „Ich weiß ja, daß das Göhrle mir einen Schnurrbart gemacht hat.“

„Wie, Du weißt es?“ rief die Mutter erstaunt. — „Warum aber hast Du es dann geschehen lassen?“

„Damit Ihr etwas zu lachen habt,“ entgegnete er davonspringend. Er hatte sich klüger als die „Großen“ benommen.

„Mutter“, sagte Felix am andern Morgen, als er die Näpfe aufgestellt, mit weißen Tüchern belegt und dann mit Mehl bestreut hatte, — „wann werde ich denn in die Schule kommen?“

Die Mutter, die selbst noch jung und rosenwangig war, fuhr fort, den Teig zu kneten. „Schon nächste Ostern übers Jahr“, sagte sie; „denn Du hast einen frühen Geburtstag.“

Felix darauf: „Was ist ein Geburtstag?“ Er hatte an jenem Tag noch nie ein Geschenk bekommen, so hat er es nicht wissen können.

„Der Tag, an welchem Du auf die Welt gekommen bist.“

„Ja, war ich denn noch nicht auf der Welt, als ich im Kindlisbrunnen lag?“

Eine verblüffende Frage, worauf die Mutter nichts als eine Gegenfrage setzen konnte:

„Wöchtest Du denn schon nächste Ostern in die Schule gehen?“

„Das nicht, aber ich möchte doch auch einmal etwas Neues haben und nicht immer nur, was für die Großen zu klein geworden ist.“

„Gutes Kind“, versetzte die Mutter lächelnd, während ihre blauen Augen sich mit Thränen füllten; „es ist wirklich wahr, was Du da sagst; auf Weihnacht aber sollst Du ein Paar ganz neue Hosen haben.“

„O, was für denn, Mutter!“ rief Felix mit glückstrahlendem Angesicht.

„Weiße, leinene, wergene.“

„Wie, gar drei Paar auf einmal?“ — Und es hat an jenem Tage keinen glücklicheren Buben im ganzen Dorfe gegeben.

Die Mutter hat auch Wort gehalten. In der Weihnachtswoche wurde der Schneider ins Haus genommen und ein Stückchen wergenes Tuch zu einem Paar Höschen zugeschnitten. Sie waren nicht weiß und nicht grau, nicht warm und nicht kalt: es war aber trotzdem ein großes Familienergebnis, daß der Felix ein neues Gewandstück bekam, wenn es auch nicht drei auf einmal waren, wie er unschuldigerweise geglaubt hatte.

Am Weihnachtsabend kam dann auch noch das Christkindle und brachte ihm einen hausbackenen Zopfwack nebst Äpfeln und Nüssen.

Mehr aber als alles gefiel ihm das schön geschmückte Christkindle selbst, unbekümmert darum, daß das weiße, mit einem Rosaband um die Taille gehaltene Gewand doch gar zu sehr einem andern glich, das man sonst nicht über, sondern unter dem Kleide zu tragen pflegt.

Auch der grüne Kranz über dem schillerfarbigen Seidentuch, welches Christkindles Kopf verhüllte, war bedenklich zerknittert und sah auch sonst nicht danach aus, als ob seine Blumen auf himmlischen Gefilden erblüht wären.

Dessenungeachtet schien Felixchen nicht an der Echtheit des göttlichen Gastes zu zweifeln, und er sagte sein Gebetchen mit einer Inbrunst her, die einer reichlicheren Bescheerung wert gewesen wäre.

Erst kurz vor dem Schlafengehen wandte er sich an das neben ihm sitzende Nachbarmädchen, das im Laufe des Abends zu Besuch gekommen war, mit der überraschenden Frage: „Aber Sophiele, warum hast Du mir denn nicht lauter Vorsdorfer gebracht, da sie doch viel besser als die Saueräpfel sind!“

Wie schon zuvor hatte der kleine Schelm sich unwissend gestellt, um den großen Leuten den Spaß nicht zu verderben, mit jener echten Herzenshöflichkeit, an welcher das wahre Christkindchen seine Freude gehabt hätte —

Als nun aber auch diese holde Täuschung der ersten Kinderjahre vorüber war, kam er seiner Umgebung schon nahezu wie ein Erwachsener vor. Und als es wieder gegen Weihnachten ging, richtete die Mutter ein Spinnrädchen, legte einen Rocken Werg vom allergrößten an und zeigte dem Kleinen, wie man unten drehen und oben das „Trumm“ (den Faden) halten mußte. Nach einigen Wochen hatte Felix zwar eine ganze Waschzaine\*) voll Werg „vertrollt“, dabei

\*) Weidenkorb mit zwei Handhaben.

aber so gut spinnen lernen, daß alle Nachbarsfrauen ihre Freude daran hatten. —

Das stachelte dann seinen Ehrgeiz, daß er auch auf größere Entfernungen hin in die „Vorseke“\*) gehen wollte, und deshalb eifrige Umfrage hielt, wo man die größten Äpfel und meisten Huzeln zum Zunternbrot (Besperbrot) bekäme.

Er hatte dies den Erwachsenen abgemerkt und meinte, daß es zum Geschäfte des Spinnens gehöre; denn im Grunde war er ja mit allem zufrieden, selbst mit dem, was man sonst keinem Andern zu geben sich getraut hätte. —

Als dann das Frühjahr kam und ausgesponnen war, gab ihm die Mutter ein Körbchen und schickte ihn auf die Kleeäcker, um Steine abzulesen. Ebenso vertraute sie ihm das Regiment über den Hühnerstall an, und zu allem zeigte er sich so willig und anstellig, wie eben nur ein Sonntagskind sein kann.

Die Leute liebten ihn alle ohne Ausnahme, und selbst die wildesten Buben ließen ihm gegenüber von ihrer Art und fragten und schlugen ihn nicht übermäßig, auch wenn sie um vieles stärker waren. —

Mittlerweile war auch die Schulzeit mit ihrer Plage und Langeweile herangekommen; denn so gerne der kluge Felix auch lernte, so wäre er doch lieber aufs Feld gegangen, als stundenlang in der dumpfen Stube zu sitzen und müßig abzuwarten, bis auch die Langsamen und Langsamsten endlich nachgehinkt kamen. —

Da geschah es, daß der Prinz-Regent durch das Dorf kommen und mit allen ihm gebührenden Ehren empfangen werden sollte.

Zwischen Rathhaus und Posthaus wurde ein Triumphbogen aus grünen Tannenreisern gebaut und dazwischen der

\*) Spinnstube.



Name des Regenten in den Landesfarben eingeseht. Der Bürgermeister studierte Tag und Nacht an einer Ansprache, die ihm nicht gelingen wollte, und der Schullehrer übte mit der Schuljugend ein dreifaches Hoch auf den Prinz-Regenten, das ihm nicht weniger zu schaffen machte; denn bis in die obersten Klassen hinauf riefen die Kinder immer einstimmig: „Prinz-Regiment“, statt „Prinz-Regent“, so oft der Lehrer auch erklären mochte, daß dies barer Unsinn wäre.

Für sie verhielt es sich gerade umgekehrt; ihnen kam das Wort Regent als etwas Sinnloses und deshalb auch Unfaßbares vor, da sie nie zuvor etwas Ähnliches gehört hatten, während sie stets von dem einen oder anderen Regimente sprechen hörten, wenn von einem einrückenden Rekruten die Rede war.

Dazu erklang allerorts das damalige Lieblingslied der erwachsenen Dorfjugend:

„Es reisen drei Regimente  
Wohl über den Rhein, —  
Ein Regiment zu Fuß, ein Regiment zu Pferd,  
Und auch ein Regiment Dragoner.“

Ja, es war eine entsetzliche Arbeit, ihnen das eine ab- und das andere anzugewöhnen; doch ließ der Schullehrer sich keine Mühe verdrießen, und so ging es am Ende doch ganz leidlich mit dem „Prinz-Regenten“, wenn auch einige der ganz Kleinen noch bei dem „Regiment“ verblieben.

Und als der gefürchtete Tag dann gekommen war, wurde in aller Frühe nochmals Probe gehalten und schon lange vor der festgesetzten Stunde an beiden Seiten des Triumphbogens Aufstellung genommen, — die Kinder in ihren Sonntagskleidern, der Schullehrer mit schwarzem Cylinderhut und weißen Lederhandschuhen.

Dazu brannte die Junifonne gar heiß auf ihre Köpfe herab, was mit dem langen Stehen verbunden bald eine allseitige Erschlaffung zur Folge hatte, so daß manches der Kinder zu gähnen anfang.

Der kleine Felix that sein Bestes, sich und seine Nachbarn durch freundliche Zurufe munter zu halten und immer leise sein „Prinz-Regent lebe hoch!“ vor sich hin zu murmeln, obgleich er von Anfang an keine Schwierigkeit damit gehabt hatte.

Da, horch! — Der schmetternde Klang eines Posthorns vom unteren Dorfe, dann einige Vorreiter in farbigen Schärpen, welche den hohen Gast an der Flurgrenze abgeholt hatten! Darauf der vierspännige Wagen des Prinzen selbst, und dahinter einige Kutschen mit Gefolge!

Den Kindern schwand zwar alle Angst und Bangigkeit, als sie das leutfelige Wesen des jungen Fürsten bemerkten, aber sei es, daß sie sich schon vorher zu sehr ermüdet — sei es, daß sie vor lauter Schauen die Gedanken verloren hatten: sie riefen — wie aus einem Munde — „Prinz-Regiment, lebe hoch! Prinz-Regi — —“ „Regent! Regent!“ erklang weithin schallend die Stimme des kleinen Felix, so daß der Prinz nur mit Mühe ein Lächeln bezwingen konnte, während seine Augen suchend über die Köpfe der Kinder hinglitten.

Felix hatte dermaßen unter dem Zwang des Augenblicks gehandelt, daß er sich dessen gar nicht bewußt geworden war und sich deshalb verwundert im Kreise umblickte, als er aller Augen nach seiner Seite gerichtet und den Fürstenthron mit der Hand winken sah.

Erst als der Schullehrer leise seinen Namen rief und die umstehenden Kameraden ihn kräftig mit dem Ellbogen

anstießen, wurde es ihm auf einmal klar, daß er selbst von dem schönen jungen Herrn gerufen worden war.

Ohne Hast und Verlegenheit, als ob alles sich von selbst verstünde, trat er an den Wagenschlag des Prinz-Regenten und blickte ihm ohne Scheu in die menschenfreundlichen Augen.

Der Prinz betrachtete das offene, intelligente Gesicht des kleinen Burschen mit augenscheinlichem Wohlgefallen, während der seitwärts stehende Bürgermeister sich innerlich Glück über das unerwartete Zwischenspiel wünschte und zu hoffen anfang, daß ihm seine so mühsam auswendig gelernte — jetzt aber gänzlich vergessene Ansprache durch weitere Glücksfälle erlassen bleiben, oder der Regent sich in ähnlicher Weise mit einer Frage an ihn wenden möchte, wie jetzt an den kleinen Schuljungen:

„Wie heißt Du, liebes Kind?“

„Felix Zimmermann, Herr Prinz-Regent!“

„Felix? Bist Du denn so glücklich, wie Dein Name es besagt?“

„Ja, Herr Prinz-Regent!“

„Und Du hast also gar keine unerfüllten Wünsche, nichts, was man Dir geben oder gewähren könnte?“

Felix war schon im Begriffe, mit „Nein!“ zu antworten, als es ihm plötzlich zu Sinn kam, daß jetzt gerade die Zeit der schwarzen Kirschen war, und die Mutter, wie gewöhnlich, keinen Heller übrig hatte, um ihren Kindern dergleichen Leckerbissen zu verschaffen. Wäre es denn 'was gar zu Großes, wenn er um ein Pfund Kirschen bitten würde?

Doch kaum war dieser Gedanke in ihm aufgetaucht, als er ihn mit Beschämung wieder fallen ließ und sich statt dessen eines anderen befann.

„Nein, Prinz-Regent“, sagte er, „ich brauche nichts. Wenn Du aber machen kannst, daß meine Mutter nicht mehr so viel weint, wenn sie Salz, Essig und Schwefelhölzchen braucht — —“

„Ja, aber warum weint sie denn?“ setzte der Prinz verwundert ein.

„Ei, weil sie keinen Groschen und keinen Kreuzer dazu hat“, erwiderte der Kleine seinerseits verwundert daß ein so geschiedter Herr eine so einfache Sache nicht begriffen hatte.

„Hast Du denn keinen Vater, lieber Felix?“

„Ja, freilich! Der hat aber auch kein Geld; denn wenn er schon einmal ein Kalb oder ein Malter Frucht verkauft, so sagt die Mutter immer gleich: Brings dem Schuhmacher, dem Schmid, oder dem Steuereinnehmer. Dann brummt der Vater, thut's aber doch, und dann haben wir wieder kein Geld im Hause.“

Der Prinz blickte voll inniger Rührung auf den kleinen Burschen, und nachdem er ihm nochmals freundlich zugelächelt hatte, wandte er sich an seinen neben ihm sitzenden Begleiter und flüsterte ihm einige Worte zu, worauf dieser eine große Briestafche zur Hand nahm und etwas aufnotierte.

Der kleine Felix war währenddessen zur Seite getreten, worauf Große und Kleine aus freien Stücken in ein abermaliges Hoch ausbrachen, und der Bürgermeister dann anfing, seine Rede herzusagen. Er stotterte aber so gewaltig und machte ein solch klägliches Gesicht dazu, daß der hohe Herr ihm mit einer geschickt eingeschalteten Frage zu Hilfe kam, um seinem gänzlichen Steckenbleiben vorzubeugen. —

Vier Wochen später war der kleine Felix auf dem Wege zur Hauptstadt, wohin sein Mütterchen ihm gar manche

Thräne nachgeweint hatte — ob vor Freude oder Bekümmernis, vermöchte nur eine Mutter zu sagen.

Um Salz und Schwefelhölzchen aber hat sie von der Zeit an nicht mehr zu weinen brauchen. Vielleicht aber würde sie dies doch noch lieber gethan, als ihr Sonntagskind, ihren Herzensliebbling so lange entbehrt haben. —

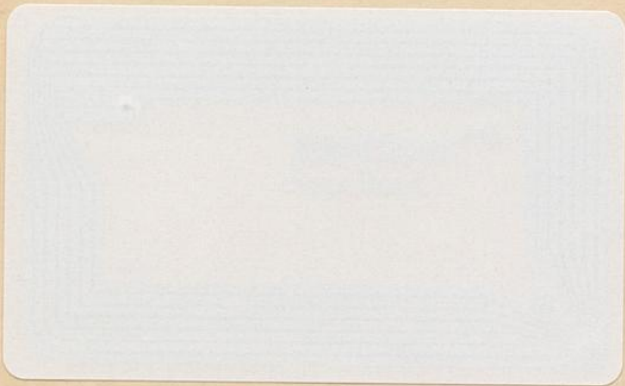
Er kam zwar jeden Sommer zu Besuch nach Hause, und viele Jahre später, als man ihn Herr Professor nannte, kam er auch einmal in Gesellschaft von zwei wunderschönen Knaben, die er seinen Eltern und Brüdern als die Söhne des Landesvaters vorstellte, mit deren Erziehung er vor kurzem betraut worden war.

Mit Hilfe des gütigen Fürsten war er jetzt in Wahrheit geworden, was sein Name Felix besagte: Ein wahrhaft Glücklicher.



er=  
der  
ber  
g̃=  
tse,  
te,  
nen  
ne  
or  
eit  
aft





BLB Karlsruhe



27 41428 0 031

27 41428 0 031

BLB Karlsruhe





